Max Eyth, der Dichter und Ingenieur

Theodor Ebner

Max Eyth, der Dichter und Ingenieur

Theodor Ebner

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Max Eyth.

Max Eyth

der Dichter und Ingenieur

Ein schwäbisches Lebensbild

von

Theodor Ebner

Verlags-Archiv Nr. [illegible]

Max Eyth

der Dichter und Ingenieur

Ein ſchwäbiſches Lebensbild

von

Theodor Ebner

Heidelberg 1906
Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 100.

Inhalt.

Seite.

Werden und Wandern 1
I. Daheim und im Lande der Pharaonen 3
II. Wanderjahre in der weiten Welt 13
Wollen und Streben 25
Heimatliche Arbeit. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft . . . 27
Das Bild des Mannes 39
Techniker, Erfinder und Schriftsteller 77
Verzeichnis der Schriften 93

Werden und Wandern.

I.

Daheim und im Lande der Pharaonen.

Der Name Eyth hat im Schwabenlande einen guten und wohlvertrauten Klang, insonderheit für die vielen, die dereinst in den theologischen Seminaren zu Schönthal und Blaubeuren ihre klösterliche Erziehung genossen, um einmal als würdige Pfarrherren oder gelehrte Jugendbildner, die oft bei den alten Griechen und Römern besser Bescheid wissen als in ihrer deutschen und heimatlichen Geschichte, die Aufgabe ihres Lebens zu erfüllen. Und unter ihnen sind gar manche, die sich mit Freude und dankbarer Verehrung des „alten Eyth" oder, um mich korrekt und offiziell auszudrücken, des Professors und nachmaligen Ephorus Dr. Eduard Eyth in Schönthal und später in Blaubeuren erinnern. Als Mensch und Lehrer eines jener liebenswürdigen und kernschwäbischen Originale, die immer seltener werden, ein Mann mit gründlichem theologischem und philologischem Wissen, ein religiöses und poetisches Gemüt voll Wärme und Innerlichkeit, und begnadigt dabei mit einem sonnigen Humor, die ihm und den Seinigen das Leben erhellte und ihm auch im Ernst seines Berufs und im Verkehr mit seinen zahlreichen Schülern treu blieb. Das war Vater Eyth, dessen Häuslichkeit an der Seite einer warm-

herzigen und von echtem Chriſtenſinn beſeelten Gattin — ſie war die Verfaſſerin der „Bilder ohne Rahmen“ — allen denen eine vorbildliche war, die an derſelben teilnehmen durften. Sein Leben lang blieb Vater Eyth, der ſich auch als Dichter, wie als Überſetzer griechiſcher Dramatiker und Hiſtoriker einen Namen machte, ein gewiſſenhafter und warmherziger Freund der Jugend, die er für alles Schöne und Hohe zu begeiſtern wußte. Seine Lehrtätigkeit hatte Vater Eyth in Kirchheim u. T. an der dortigen Lateinſchule begonnen, und hier war ihm auch am 6. Mai des Jahres 1836 ſein Sohn Max, von dem er ſein Leben lang mit ſo berechtigtem Stolze erzählen konnte, geboren worden. Schon im vierten Lebensjahre ihres Erſtgeborenen ſiedelten die Eltern nach dem kleinen Städtchen Schönthal an der Jagſt über, wo Vater Eyth als Profeſſor am dortigen evangeliſch-theologiſchen Seminar wirken ſollte. Es war eine ſchöne und glückliche Zeit für den Knaben, die er dort in dem Elternhauſe verlebte, und die Erinnerung an dieſe Tage begleitete ihn auch in die Ferne und führte ihm die Feder, als er ſeine Erzählung aus dem Bauernkrieg „Mönch und Landsknecht“ ſchrieb. Die Romantik freilich, von welcher der Knabe in dem ſtillen Tale der Jagſt träumte, war nicht in das Programm ſeiner künftigen Lebenslaufbahn aufgenommen. Vater Eyth hielt ſich an die altwürttembergiſche Tradition, daß auch der Sohn den Beruf des Vaters und Großvaters, der Profeſſor am Gymnaſium in Heilbronn war, wählen ſolle, und ſo ließ man dem Sohne die Wahl zwiſchen Theologie und Philologie. Die Vorſtudien zu ſeinem künftigen Beruf unter den Augen ſeines Vaters ſcheinen freilich keine ſonderlich erbaulichen geweſen zu ſein, und Eyth ſelbſt zählt die Art und Weiſe, wie

er von dieſem Ziele abkam, um ſich dem Berufe des Ingenieurs zuzuwenden, zu den Geheimniſſen von Natur und Leben, die noch kein Forſcher zu ergründen vermochte. In der Tat iſt es auch eine eigenartige Beobachtung: Die Eltern beide ſchöngeiſtig und der Vater der Vertreter eines Berufes, der mit dem Leben der Maſchine und der Zahlen, mit der praktiſchen Arbeit ſo gar keinen Berührungspunkt hatte, und die Söhne — denn auch Eduard Eyth, der jüngere Bruder von Max, wählte ſpäter die Laufbahn des Technikers — mit Leib und Seele ergeben einem Berufe, der ſeine Jünger ſo rauh und unerbittlich hineinſtellt in die Gegenwart und ihre Wirrſale. Die philologiſchen Studien, die ja im Seminar noch keine zu ſchwierigen waren, behagten eben dem jungen Max in keiner Weiſe. Mehr und mehr ſuchte er von denſelben loszukommen, nachdem einmal ſein „mathematiſcher Sinn" erwacht, und er von einem der Seminarrepetenten, Zeller, deſſen er heute noch mit Dank gedenkt, in das Geheimnis der Zahlen eingeweiht worden war. „Freudig ſchlafloſe Nächte lang", erzählte er ſelbſt, „ſchob ich gerade Linien und Kreisbogen und ſpäter Ellipſen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um ſelbſterfundene Probleme zu löſen, und mit jedem Tage mehr verſank für mich die klaſſiſche Welt in ſchönem, weſenloſem Scheine. Obgleich Philologe von altem Schrot und Korn, war mein lieber Vater ein ungewöhnlich verſtändiger Mann, dem ich das Beſte verdanke, was der Menſch dem Menſchen geben kann: meine Freiheit. Er glaubte jetzt zu wiſſen, was mit mir anzufangen ſei, ließ die alten Zügel am Boden ſchleifen und dem jungen Füllen ſeinen Lauf."

Auf der im Jahre 1825 gegründeten polytechniſchen Schule in Stuttgart, der jetzigen Techniſchen Hochſchule, er-

hielt Eyth in den fünfziger Jahren seine Ausbildung, die namentlich der Unterricht des Mathematikers Gugler förderte. Es waren bei aller jugendlichen Fröhlichkeit und allem ungezwungenen studentischen Treiben doch Jahre voll ernsten wissenschaftlichen Strebens, dem Eyth drei erste Preise für Lösung technischer Aufgaben verdankte, und die nun folgende Zeit der Praxis, die ihn zuerst hinter den Schraubstock nach Heilbronn führte, erschien ihm keineswegs eine leichte und fröhliche. Der Sprung aus den luftigen Höhen einer polytechnischen Schule in die Tiefen der Praxis war nach seinem eigenen Bekenntnis in jener Zeit schwieriger als heutzutage, und schon damals flüchtete er sich gerne aus der prosaischen Misere des Alltags in das Land der Poesie. Seine in der Heilbronner Zeit entstandenen Lieder am Schraubstock legen davon ebenso Zeugnis ab wie seine in den nächsten Jahren entstandene romantische Dichtung „Volkmar". Nach wenigen Wochen schon siedelte er indessen von Heilbronn in die Maschinenfabrik von G. Kuhn in Berg über und von hier aus unternahm er dann auch seine ersten Geschäftsreisen, die ihn freilich vorerst nicht weit über die schwarzroten Grenzpfähle hinausführten. Erst das Jahr 1860 brachte ihm die erste Reise ins Ausland, nach Paris, um dort für seine Firma die Geheimnisse der Lenoirschen Gasmaschine kennen zu lernen und seine Erfahrungen mit derselben für die eigene Fabrik zu verwerten. Aber diese „Spionenfahrt" nach Paris führte zu nichts Gutem, und nun reifte in dem jungen Manne der Entschluß, das Ränzlein umzuschnallen und auf die Wanderschaft zu ziehen. Ohne festen Plan, nur um zu lernen und lernend zu schaffen. Gar zu rasch ging es nun freilich mit dem Finden von solch nutzbringender Arbeit nicht. Auf dem Wege durch

die Rheinlande über Belgien nach England gab es des Schönen und Intereſſanten ja mancherlei zu ſehen, und ein empfängliches Gemüt, ein lernbegieriger Sinn, wie der ſeinige, zog auch aus dieſer Reiſe nach einem unbekannten Ziele reichen Gewinn. Trotz aller gewichtiger Empfehlungen gelang es ihm indeſſen nicht, ſofort eine paſſende Stellung zu finden, und als er im Mai 1861 von Antwerpen gen London fuhr, war auch ihm der Mut um ein Erkleckliches geſunken. Wohl ſchwankte er eine Zeitlang, ob er nicht den Rückweg in die Heimat antreten ſollte, aber bald war er Herr über dieſes Schwanken geworden, und wenn ihm auch in London nicht ſogleich das Glück winkte, von einem Verzagen war nun nicht mehr die Rede. Eine mit einem gewiſſen Miſter Johnſon angeknüpfte Verbindung, die freilich nach mancherlei Verhandlungen über den von dem Engländer geplanten Bau eines neuen Eiſenbahnwagens wieder in die Brüche ging, unterbrach das Einerlei des Tages wohl eine Zeitlang, allein ein feſtes Engagement wollte ſich trotz aller Empfehlungsſchreiben, die Eyth hatte, nicht finden laſſen. Die große Jahresausſtellung der Royal Agricultural Society of England in Leeds brachte ihn auf den Entſchluß, dorthin zu reiſen, und hier nun machte er die Bekanntſchaft des Erfinders des Dampfpflugs Fowler, die von ſo großer Bedeutung für ſeine Zukunft werden ſollte. Es ging freilich noch geraume Zeit vorüber, bis es zu einem Engagement bei Fowler kam, und erſt im September des Jahres konnte Eyth das Zuſtandekommen eines ſolchen berichten. Glänzend war die Stellung ja vorerſt nicht, aber ſie bot wenigſtens Ausſichten für die Zukunft.

* * *

Unter dem Zeichen des Dampfpflugs ſtanden damit nun für Max Eyth die kommenden Jahre, die ihn nach einem kurzen Aufenthalt in Leeds in aller Herren Länder führen ſollten. Die Einführung des Fowlerſchen Dampfpfluges ging nur langſam vorwärts und bot der Schwierigkeiten viele. Allein mit friſchem Mute ſtellte ſich Eyth mitten hinein in das Getriebe der großen Fabrik, wenn auch ſein Trieb in die Ferne vorerſt noch unbefriedigt bleiben ſollte. Der Plan einer Reiſe nach Ägypten, wohin für den Oheim des Vizekönigs zwei Dampfpflüge geliefert werden ſollten, kam nicht zur Ausführung; die Anträge eines deutſchen Miſſionars, mit ihm nach China überzuſiedeln, zerſchlugen ſich ebenfalls, und erſt der Beginn des neuen Jahres 1862 eröffnete Eyth die Ausſicht, auf der Londoner Weltausſtellung ſein Wiſſen und Können zu erweitern und neue Beziehungen anzuknüpfen. Einige von ihm gemachte maſchinelle Verbeſſerungen an dem Fowlerſchen Dampfpflug fanden den ungeteilten Beifall ſeines Chefs, der ihm unbegrenztes Wohlwollen entgegenbrachte und in ſeinem Eyth die geeignetſte Perſönlichkeit zur Vertretung der Firma in London ſah. Schon im April fuhr Eyth dorthin ab, und wenn auch die Arbeit, die dort ſeiner wartete, eine gewaltige war, ſo fand er doch immer wieder Zeit, das Leben und Treiben um ſich her mit heiterem, aber auch ſcharfem Auge zu beobachten und in bunten wechſelreichen Bildern den Seinigen davon zu berichten. Freilich die Unruhen eines ſolchen Aufenthalts ermüdeten zuletzt auch ihn, und freudig hieß er deswegen den Schluß der Ausſtellung willkommen. Der Aufenthalt in Leeds indeſſen, wo ihn in den nächſten Monaten die Vervollkommnung des ſogenannten Fowlerſchen Dampfmaſchinenſyſtems vollauf beſchäftigte, ſollte kein

allzulanger ſein. Seine Reiſebeſtimmung war für die nächſte Zeit Oſtindien, und der Transport einiger Dampfpflüge dorthin. Daneben hatte er den Auftrag auf der Durchreiſe in Ägypten dortige Dampfpflüge und andere Maſchinen in Gang zu bringen, und er faßte dieſe Aufgabe ſo gründlich auf, daß er gar nicht nach Indien kam.

Das Land der Pyramiden war Eyths Kindheitstraum geweſen, und nun ſtand er vor ſeiner Verwirklichung. Mit Ägypten begann er ſeine Wanderjahre. Seine dreibändige Briefſammlung „Im Strome unſerer Zeit", ſeine Sammlung von Skizzen und Erzählungen „Hinter Pflug und Schraubſtock", und vor allen Dingen ſein einzig in ſeiner Art daſtehender, Vergangenheit und Gegenwart in ſich vereinigender Roman: „Der Kampf um die Cheopspyramide", erzählen davon.

Nun war er auf dem Wege nach dem Wunderland der Pharaonen. Im Jahre 1861 war der erſte Fowlerſche Dampfpflug nach Ägypten gekommen und hatte dort am Fuße der Pyramiden ſeine kulturgeſchichtliche Miſſion begonnen. Im Januar des Jahres 1863 war Ismael Paſcha, vom Sultan Abdul Aſis zum Vizekönig von Ägypten ernannt, in Alexandrien eingezogen. Der Gründer der vizeköniglichen Familie, Mohammed Ali, der Sohn eines kleinen arnautiſchen Polizeibeamten, hatte nach dem napoleoniſchen Einfall zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem türkiſchen Paſchalik Ägypten nahezu die Unabhängigkeit, ſich ſelbſt und ſeiner Familie die Erblichkeit der Stellung des Walis der Provinz erkämpft und im Innern die Macht der Mamelucken gebrochen, als er im Jahre 1849 im Wahnſinn ſtarb. Die Vizekönige zwiſchen ihm und Ismael Paſcha regierten nicht lange; und erſt dieſem letzteren gelang es, wieder feſten

Fuß im Land der Pharaonen zu faſſen. Sein legitimer Nachfolger Halim Paſcha war der, in deſſen Dienſte Eyth trat, um als ſein Ingenieur en chef und künftiger Chefingenieur von Ägypten in den Jahren 1863—1866 die merkwürdige Entwicklung Ägyptens unter dem neuen Herrſcher mitzuerleben.

Ismael Paſcha fand beim Antritt ſeiner Regierung Land und Volk in einer verhältnismäßig erträglichen Verfaſſung. Die landwirtſchaftlichen Verhältniſſe ließen freilich noch viel zu wünſchen übrig, und erſt als Halim Paſcha den erſten Dampfpflug in Ägypten einführte, eröffneten ſich günſtigere Ausſichten. Er hatte die Einführung der allgemeinen Dampfkultur im Auge und hatte triftige Gründe, dieſelbe für Ägypten für beſonders ausführbar und wünſchenswert zu halten. Der techniſchen Schwierigkeiten gab es hier natürlich genug zu überwinden, und als Eyth nun die Leitung der landwirtſchaftlichen und induſtriellen Unternehmungen Halim Paſchas übernahm, harrte ſeiner eine ſchwierige Aufgabe, die durch den Widerſtand, den er bei den Leuten Halim Paſchas fand, nicht leichter gemacht wurde. Aber frohen Herzens und ſich freuend auf die Herrlichkeiten, die ſeiner harrten, hatte Eyth die Reiſe angetreten. Im Februar kam er in Kairo an, und nachdem erſt die Audienz bei Halim Paſcha auf deſſen Gut in Schubra vorüber war, griff Eyth ſofort mit aller Energie die Arbeit an. Vorerſt immer noch als Vertreter der Fowlerſchen Firma in Leeds. Noch immer war deswegen die indiſche Reiſe nicht endgültig aufgegeben. Bald aber trat die Wahl zwiſchen Ägypten und England an ihn heran. Die Bankiers Halim Paſchas in Alexandrien und Kairo, Briggs & Cie., traten im Auftrag des letzteren an Eyth mit dem An-

ſinnen heran, ganz in ſeine Dienſte zu treten, und da Fowler auch in ſeinem eigenen Intereſſe ſich damit einverſtanden erklärte, ſo hatte Eyths Engagement keinerlei Hindernis mehr. Schubra wurde nun ſein künftiger Wohnſitz, ein kleines Dorf mit einem griechiſchen Kneiplein, mit dem Palaſt und Harem des Paſchas, mit ſchönen im ganzen Orient berühmten Gärten und mit einem großen Landgut, alles etwa vier engliſche Meilen nördlich von Kairo, hart am Ufer des Nils, genau an dem Punkte, wo das Delta beginnt.

Nun gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Der Fowlerſche Dampfpflug brach ſich überall Bahn, Fowler mußte infolge der aus Ägypten einlaufenden Beſtellungen ſeine Fabrik um das dreifache vergrößern, und der Vizekönig, der nicht warten wollte, hatte die Vergrößerung bezahlt. Neben der Bewäſſerung Ägyptens, die eine Hauptaufgabe des Vizekönigs war, ergab ſich, wie Eyth ſelbſt berichtet, in dem Baumwollbau dem Fellah und ſeinem Meiſter eine Aufgabe, welcher der altägyptiſche Pflug in keiner Weiſe gewachſen war. Es war die Zeit des Baumwollfiebers, in die Eyth gekommen war. Nicht allein die Verbreitung ſeines Dampfpflugs war es, die ihn überall hinrief, auch die Bewäſſerungsanlagen für Ägypten nahmen ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und daneben fand er noch Zeit zu Entwürfen mancher Art, die namentlich auch der Baumwollkultur zugute kommen ſollten. Mit Halim Paſcha ſtand er dabei fortgeſetzt auf beſtem Fuß; er konnte ſich rühmen, einen landwirtſchaftlichen Maſchinenbetrieb ins Leben gerufen zu haben, wie er ſonſt nirgends damals in der Welt exiſtierte. Halim Paſcha teilte ihm ſeine Abſicht mit, von der türkiſchen Regierung die Konzeſſion für etliche 15000

Hektar beſten, aber völlig unkultivierten Bodens hinter Jaffa zu erbitten, die durch Dampf in einen Garten verwandelt werden könnten, und der Gedanke, ſeine Maſchinen ſogar im gelobten Lande führen zu können, erfüllte Max Eyth mit ſtolzer Freude.

Vorerſt gab es freilich in Ägypten noch genug zu tun; vor allem galt es den Kampf mit der leidigen Konkurrenz, und als dieſer glücklich zu Ende geführt war, warteten neue Aufgaben. Gerade in dieſer Zeit traf Eyth die ihn tief erſchütternde Kunde von Fowlers Tod, gerade jetzt auch traten neben manchen neuen Erfolgen mißliche Ereigniſſe aller Art ein, die Cholera wütete in Ägypten, die Baumwollkriſis brach aus, Ismael Paſcha wankte, eine Mißernte brachte ſchwere Not, und Eyth ſelbſt bekennt, daß auch für ihn während des dreijährigen Aufenthalts im Lande der Pharaonen die Romantik desſelben bedeutend farbloſer geworden war. Zunächſt, obgleich Halim Paſcha infolge von Zwiſtigkeiten mit dem Vizekönig die Freude an ſeinem Ingenieurweſen mehr und mehr verlor, war Eyth entſchloſſen, zu bleiben, und Halim Paſcha war damit einverſtanden. Aber früher als er ſelbſt gedacht hatte, mußte er nach Hauſe melden, daß ſeine ägyptiſche Laufbahn zu Ende ſei. Halim Paſcha kam in eine böſe Geldklemme, mußte ſeine Beſitzungen weit unter dem Wert verkaufen und ſich unter ſolchen Umſtänden auch zu einer Trennung von Eyth, ſo ſchwer ihm dieſelbe auch fallen mochte, entſchließen. Eyth ſelbſt hatte von dem neuen Chef der Firma Fowler ein ſehr günſtiges Angebot erhalten. Nach mancherlei Abſchiedsfeſten trat er, auch um, wie er launig ſchreibt, der Gefahr ſich zu verlieben, zu entgehen, im Mai 1866 die Reiſe in die Heimat an.

„Und ſo laſſe ich denn meinen Orangengarten und den

Nil, die Wüste und mein arabiſches Roß, und gehe wieder einer nebeligen Zukunft entgegen, um den alten Kampf mit dem Leben von neuem aufzunehmen. Das Los des Mannes. Glaubet nicht, daß mich das auch nur einen Augenblick geärgert oder bekümmert hat!“ — Und Eyth hat das Land der Pyramiden wiedergeſehen.

II.

Wanderjahre in der weiten Welt.

„Es gibt Vögel, die nie ein Neſt finden“, hatte Max Eyth einmal in der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Ägypten geſchrieben. Wie ſtilles Heimweh klingt es aus dieſen Worten, und als er endlich den Eltern vermelden konnte, daß man ihn im Anfang Juni am Horizont aufſteigen und bei gutem Wetter mit bloßem Auge hinter einem ſchwäbiſchen Bierglas werde ſitzen ſehen können, da klang's aus dieſen Worten wie ſtille Freude darüber, daß er nun einmal wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, werde Heimatluft atmen dürfen. Denn zum dauernden Ausruhen war der Mann, der wiederholt bekennt, daß das einzige, was ihn körperlich und geiſtig herunterſtimme, Feier- und Ferienzeiten ſeien, noch lange nicht geſchaffen. Etliche Monate wohl Freiheit von der Arbeit, Beſuche in Venedig, Wien, München und Paris, und zuletzt ein längerer Aufenthalt in der ſchwäbiſchen Heimat, wo man ihm allerdings im Jahre 1866 ſeine Preußenfreundlichkeit nur mit ſeinem Aufenthalt bei den Wilden entſchuldigte; — das alles war doch nur eine Art von Vorbereitung für die Arbeit, die ſeiner

im Herbſt bei Fowler wartete. Dort fiel ihm denn auch ſofort die Aufgabe zu, die Vereinigten Staaten der Dampfpflugkultur zu erſchließen, und ſchon im November des Jahres befand er ſich in New-York. In erſter Linie handelte es ſich dort darum, die ſchon in Anweſenheit eines Baron van Havre in England gemachten Verſuche mit einer Vorrichtung zum Schleppen von Schiffen auf Kanälen und Flüſſen, auf dem Eriekanal, welcher Buffalo und den Eriesee mit Albany und dem Hudſon verbindet, praktiſch zu erproben. Das Reſultat dieſer Proben war denn auch zuletzt ein günſtiges; der Winter aber machte weiteren Verſuchen vorerſt ein Ende, und das neue Jahr ſtellte Eyth vor die Aufgabe, den erſten Dampfpflug in Luiſiana aufzuſtellen und einzuführen. Eine aus dieſem Anlaß veranſtaltete Ausſtellung hatte einen im allgemeinen günſtigen Erfolg, obſchon die amerikaniſche Preſſe ſich der Dampfpflügerei durchaus nicht günſtig geſtimmt zeigte, und obwohl infolge des Krieges und eines Mißjahres die Luſt zu kaufen keine ſehr große war. Nur einer der reichſten Pflanzer, ein gewiſſer A. Marſhall, ſchien Luſt zur Erwerbung eines Fowlerſchen Dampfpflugs zu haben, aber erſt mußte derſelbe auf ſeinen Beſitzungen mietweiſe Dienſt tun, und als es ſich dann im Frühling darum handelte, die amerikaniſche Regierung in Waſhington für die neue nach Eyths Angabe in Leeds erbaute Schleppmaſchine zu intereſſieren, ſtellten ſich auch hier Schwierigkeiten mancher Art ein. Die Aufhebung des Zolls auf Dampfpflüge hatte Eyth um eine runde Summe Gelds erreicht, nun galt es, das gleiche auch für die Maſchinen zur Seilſchiffahrt herauszuſchlagen, und die damit verbundenen Unterhandlungen konnten zuletzt auch nicht anders als durch den gewichtigen Dollar abgeſchloſſen werden.

An greifbaren Erfolgen hatte Eyth freilich im Anfang nur wenig zu verzeichnen. Es ging ihm, wie man sagt, alles gegen den Strich. Die Eingangszölle für die Maschinen machten immer wieder Schwierigkeiten, trotzdem er das Geld an geeigneter Stelle nicht sparte. Allein Eyth ließ den Mut nicht sinken, und gelegentliche Erlebnisse, wie das in Honsdale in Pennsylvanien, wo ihn infolge seines Klavierspieles die dortige Baptistengemeinde zum Organisten erküren wollte, gaben auch seinem Humor neue Nahrung. Erst im Juli 1867 konnte er melden, daß die Sache Fortschritte mache, die Seilschiffahrt entwickelte sich günstig weiter und auch die Einführung der Dampfpflüge machte sich nun weit leichter. Es gelang ihm zudem, einen Pflug für die Zuckerkultur zu konstruieren, dem man in New-Orleans große Bedeutung beilegte, und wenn das zu Ende gehende Jahr auch, in Dollars und Cents ausgedrückt, kein glänzendes Resultat hatte, so hatte es doch seine technischen Kenntnisse und vor allem seine Lebenserfahrung um ein ganz bedeutendes Stück gefördert. Gleich im Anfang des Jahres 1868 trat man denn auch mit dem Ansinnen an ihn heran, seinen Dampfpflug auf die Ausstellung der Landwirtschaftsgesellschaft in Luisiana zu bringen, und als diese zu leidlicher Befriedigung des Ausstellers geschlossen war, machte sich Eyth mit dem Gedanken, das Land der Yankees und Dollars demnächst wieder zu verlassen, vertraut. Der Pläne schwebten ihm ja wohl manche vor, und an Arbeit hätte es wohl auch nicht gefehlt, aber nachdem einmal der erste Pflug auf amerikanischem Boden eingebürgert war, konnte Eyth seine Aufgabe als erledigt ansehen, und er tat dies um so lieber, als ihm die politischen Verhältnisse immer weniger zusagten. So machte er sich denn im Mai auf die Heim-

reiſe nach London. Das Amerika, das er damals auf ſeinen Kreuz- und Querzügen kennen lernte, iſt heute ein anderes, und er ſelbſt bekennt, daß die Eindrücke, die er von dem Lande mitgenommen habe, nicht die maßgebenden für die Beurteilung des Landes in jener Zeit ſein können und ſollen.

Ruhe und Raſt gab es offenbar für Eyth bei den Fowlers nicht. Kaum wieder in Europa und in Leeds angekommen, erhielt er eine Ordre nach Belgien, wo Schleppſchiffe nach ſeinen Skizzen gebaut werden ſollten. Die Maſchinen dazu mußten freilich in England hergeſtellt werden, und daß ſich aus dieſem zweiteiligen Geſchäft eine doppelt ſchwierige Aufgabe herausbildete, war erklärlich. Dazwiſchen hinein gab es eine kurze Reiſe nach England, wo bei der Ausſtellung der engliſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft in Leiceſter ein großes Preiswettpflügen ſtattfand, das den Fowlers nicht weniger als zehn von den dreizehn ausgeſetzten Preiſen eintrug. Dann ging's wieder zurück nach Belgien, und in Paris, wohin er inzwiſchen einmal ging, um an ſeinem erſten Drahtſeil in Frankreich einen kleinen Schleppapparat laufen zu laſſen, hatte er inſofern Erfolg, als ihm dort der Auftrag wurde, eine Denkſchrift über die „Tauerei" auszuarbeiten. Für Belgien ſelbſt galt es nun, den Aufenthalt dort ſo glänzend wie möglich abzuſchließen und zu zeigen, was man geleiſtet habe und leiſten könne. Es ſtanden Eyth hierfür die Linien zwiſchen Lüttich und Namur und drei Drahtſeilſchlepper der Maasgeſellſchaft zu Gebote, und zu dieſem Schauſpiel, das für ihn mit einem vollen Sieg endigen ſollte, war „ganz Europa und ein Teil von Amerika" geladen. Aber nun ſpürte auch Eyth, daß es ſelbſt einem tüchtigen Menſchen nicht gegeben iſt, an drei bis vier Orten gleichzeitig zu ſein, und bald ſah er ſich ſo

vor die Entscheidung gestellt, ob er auf trockenem Lande weiter leben oder sein Schicksal ganz dem Wasser anvertrauen wolle. Er entschloß sich für das Land und war nun, wie er annimmt, für die nächsten zehn Jahre an Fowler und seine Dampfkultur gebunden. Ohne Reisen ging es freilich auch jetzt nicht ab. Österreich und Deutschland sollten nun auch dem Dampfpflug erschlossen werden, aber schon im Anfang des Jahres 1870 sehen wir Eyth auf dem Wege nach Trinidad, der südlichsten der Antillen, und bei seiner Rückkehr im Mai von dort brachte er reiche Ausbeute an Plänen für neue Geräte mit, wie man sie in Europa fern vom eigentlichen Schlachtfeld nie hätte ausklügeln können. Nun war ja wohl zunächst Österreich ins Auge gefaßt worden, dazwischen hinein war auch wieder Ägypten in Betracht gezogen worden, wo der Vizekönig für die nächste Saatzeit 100 Hektar gepflügt haben wollte, und wo gleichzeitig ein Drahtseil in die Nilkatarakte gelegt werden sollte. Aber mitten hinein in all diese Pläne und Entwürfe fiel der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und lähmte auch in England jedes Geschäft. Eyth nahm an dem Schicksal seiner deutschen Heimat und dem Gang der Ereignisse den innigsten Anteil, und das um so mehr, als sein jüngerer Bruder Eduard ja selbst auch im Felde stand und später als Gefangener sich in Paris aufhielt. Sofort nach Ende des Krieges, dessen ruhmreich-deutschen Ausgang er mit hellem Jubel begrüßte, traten an Eyth wieder neue Aufgaben heran. Es sollte nun ein großer Bewässerungsplan für Ägypten ausgearbeitet werden, allein nicht die Ausführung dieses Planes, sondern die Lieferung von neuen Dampfpflügen für die Zuckerfabrik des Vizekönigs führten Eyth wieder nach Ägypten, von dort zurück nach Wien und dann wiederum nach Leeds, wo er

gerade zur rechten Zeit ankam, um einen dort ausbrechenden Streik mit zu erleben. Dann ging's wieder nach Öſterreich, wo indeſſen die Gründerperiode angebrochen und deswegen geſchäftlich nur wenig zu holen war. Trotzdem begannen nun in Leeds die Vorbereitungen für die Wiener Weltausſtellung des Jahres 1873 und der Plan der Einführung der Seilſchiffahrt auf dem Bridgewaterkanal. Dazwiſchen hinein kam wieder eine kurze Reiſe nach Ägypten, wo ebenfalls die Angelegenheit der Seilſchiffahrt ihrer Erledigung harrte, und dann begannen die vielen Leiden und die wenigen Freuden der Wiener Weltausſtellung, die durch allerlei unerquickliche Ereigniſſe und gelegentliche Reiſen da und dorthin unterbrochen wurden, ſo daß Eyth aufatmete, als endlich der ganze Wiener Ausſtellungstrubel zu Ende und er wieder in ſeinem Junggeſellenheim in Leeds war, das er in ſo behaglichen Farben in ſeinen Briefen ſchildert.

Jedes Jahr brachte nun neue und keineswegs leichte Aufgaben, die Eyth, der ſich im Laufe der Zeit zum wiſſenſchaftlichen Generalſtabschef der Firma emporgearbeitet hatte, immer wieder in anderer Herren Länder führten. Der Bau eines neuen Verſuchsſchiffes für den Bridgewaterkanal, das die Schwierigkeiten beim Umfahren von ſcharfen Krümmungen überwinden ſollte, war die nächſte Aufgabe, die bald eine glückliche Löſung fand, und ebenſo ſchlugen die Probearbeiten mit einem neuen Wendepflug zur Zufriedenheit des Erfinders aus. Und ſchon tauchte wieder eine neue Unternehmung im Hintergrunde auf. Ein Neuyorker Zuckerraffineur und kubaniſcher Pflanzer wollte alle möglichen Maſchinen, und das Geſchäft kam auch zuſtande, aber nicht Max Eyth, ſondern ſein Bruder Eduard wanderte nach Kuba und hat dort ſein junges, hoffnungsreiches

Leben laſſen müſſen. Dann kamen für Max Eyth Reiſen nach Rußland und Böhmen, Spanien und Italien, Panama und Paris, und von dort auf der Heimreiſe wieder einmal nach Amerika. Es begannen die Vorbereitungen für die Pariſer Weltausſtellung des Jahres 1878, deren Verlauf ihn nur befriedigen konnte. Und doch begrüßte er den Schluß derſelben mit unverhohlener Freude. Scheint es doch, als ob gerade von dieſer Pariſer Zeit an eine geſchäftliche Verſtimmung die andere ablöſen ſollte. Kaum von einer Reiſe in die Türkei zurückgekehrt, mußte er verdrießlich von ſchlechten Zeiten, Mißernten, Arbeiterentlaſſungen und übler Laune ringsum berichten. Eyth ſelbſt wäre unter ſolchen Umſtänden am liebſten wieder auf und davon. Ein portugieſiſcher Marquis hatte ihn ſchon in Paris für Dampfkultur am Sambeſi begeiſtern wollen, und er hätte jetzt keinen Augenblick gezögert, dorthin abzureiſen. Aber der Sommer des Jahres 1879 ging darüber hin, und er mußte wohl oder übel in Leeds bleiben.

Das nächſte Reiſeziel nach dieſer Zeit der Ruhe war Algier, wo der von dem franzöſiſchen Agenten der Fowlers eingeführte Dampfpflug offenbar nicht feſten Boden finden wollte. Aber nachdem auch dieſe Schwierigkeit überwunden und ein Winteraufenthalt in Leeds mit allerlei Probearbeiten an einer Rieſenſtraßenlokomotive und anderen Maſchinen glücklich durchgelebt war, galt es von neuem eine Reiſe in das Land der Pyramiden. Dorthin ſollte im Anfang des Jahres 1880 ein neues Pumpwerk abgehen, deſſen Eigentümer Nubar Paſcha, der frühere Miniſterpräſident des alten Vizekönigs Ismael Paſcha, war. Dieſer ägyptiſche Ausflug kam Eyth freilich nicht ſehr gelegen. Verſuche mit der neuen Straßenlokomotive und einem neuen Pflug

nahmen ihn in Anſpruch, und wenn er auch mit dem Ergebnis derſelben völlig zufrieden ſein konnte, ſo kam er nun doch dadurch, daß ihn der eine ſeiner Chefs da, der andere dort haben wollte, in einen unerquicklichen Konflikt mit ſeinen Pflichten, den er nur dadurch zu löſen wußte, daß er nach Ägypten abreiſte, um die dortigen Geſchäfte einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dann ging's nach Italien und Rumänien und zurück nach Leeds, wo jetzt die Arbeit keine allzu große war und Eyth deswegen Zeit fand, ſich mit allerhand neuen Konſtruktionen zu beſchäftigen, namentlich auch mit einem Feldbohrer, der Erfindung eines Oberſten Beaumont.

Nach einem wiederholten kurzen Aufenthalt in Ägypten wieder nach Leeds zurückgekehrt, empfand Eyth deutlicher als je, daß die geſchäftlichen Verhältniſſe andere und weniger erfreuliche geworden waren, als ſie ſich einſt zwiſchen ihm und John Fowler geſtaltet und erhalten hatten. Dazu kam dann auch noch eine unliebſame Geſchäftsſtille, die Eyth dazu benutzte, ſeine Studien über die Pyramiden Ägyptens weiter zu betreiben, und es war für ihn nur eine Erlöſung aus einer mehr als unerquicklichen Lage, als er eines Tags wieder ins Weite reiſen konnte. Freilich, das Glück war ihm bei dieſer neuen Fahrt nach Rumänien nicht ſonderlich günſtig; er ſelbſt ſpricht von dieſer Reiſe als von ſeinem Plewna. Brüche an den Maſchinen, Verſäumniſſe im Transport derſelben, und manches andere Ungemach ſtellten ſich ein, und als er nach Leeds zurückkehrte, harrten ſeiner neue Widerwärtigkeiten. Zu alledem kam dann im Jahre 1881 noch ein ſchweres Brandunglück, das die Fowlerſche Fabrik heimſuchte, und als das Jahr 1882 begann, mochte ſich Eyth wohl ſchon darüber im klaren ſein, daß

ſeines Bleibens in Leeds nicht mehr länger ſein könne. Junge Elemente waren in die Fabrik eingetreten, die ſeine älteren und wohl erworbenen Rechte nicht anerkennen wollten, man ſuchte ihn ſachte Schritt für Schritt zurückzudrängen, man achtete nicht auf ſeine Anordnungen und führte Neuerungen aus, ohne ihm davon zu ſagen, kurz, er ſtand vor der Wahl, den offenen Kampf gegen die junge Brut aufzunehmen. Aber dazu konnte und wollte ſich Eyth als Mann von vornehmer Geſinnung nicht verſtehen. Aus dem Zwieſpalt ſeiner Gedanken und Erwägungen glaubte er ſich nur durch einen raſchen Entſchluß retten zu können. „Mitte Juni", ſchreibt er im Mai nach Hauſe, „verlaſſe ich meine Stellung in Leeds. Ich habe ſeit mehr als zwanzig Jahren in fremdem Lande gedient und freue mich der Ausſicht, meine Heimat und meine Freiheit wiederzugewinnen. Die Form, in der ich kündigte, macht einen Rückzug unmöglich. Doch wird die Trennung in der ehrenvollſten und zugleich freundlichſten Weiſe vor ſich gehen. Für alles Gute, das ich während dieſer langen Zeit von ſeiten der Fowlers genoſſen habe, werde ich ſtets dankbar bleiben, wenn auch nicht im Sinne einer engliſchen Definition, wonach Dankbarkeit ein lebhaftes Gefühl zu erwartender Wohltaten iſt." Die Gründe für ſeinen Austritt nennt Eyth die Geſchichte von dem Kamel und dem letzten Strohhalm, der ihm den Rücken bricht. Man machte ihm ſchon jetzt Angebote nach allen Seiten hin. Der Plan einer Anſiedelung am Sambeſi tauchte wieder auf; er ſollte in Rumänien die Stelle eines techniſchen Direktors annehmen, er lehnte, da er ſeine eigenen Pläne habe, alles ab und rüſtete ſich für den Abſchied aus England. Was er vorhabe, das werde, wie er meinte, die nächſten zwei bis drei Jahre in Anſpruch

nehmen. „Es handelt ſich nicht um etwas Alltägliches, bei dem man im gewohnten Gleiſe dahin fahren kann, auch nicht, hoffe ich, um etwas allzu Unbedeutendes, wenn die Durchführung möglich ſein ſollte. Aber auch das muß erſt die Zeit zeigen. Ich will ſie mir nehmen. Nach zwanzig Jahren europäiſcher, afrikaniſcher und amerikaniſcher Sklavenarbeit habe ich das Recht dazu.“ Die Bemerkung in einem ſeiner letzten Briefe aus England, daß er in Reading noch auf der Ausſtellung der Royal Agricultural Society geweſen ſei, läßt das, was Eyth im Sinne hatte, vorausahnen.

Dann kam der Abſchied von London. Ludgatehill mit St. Paul im Hintergrund waren die letzten Skizzen, die er, der auch mit Zeichenſtift und Pinſel trefflich umzugehen wußte, in einer Frühſtunde dort aufnahm. „Ich dachte daran, daß dreimal ſieben Jahre verfloſſen waren, ſeitdem ich zum erſtenmale an einem ſturmbewegten Frühlingsmorgen dieſes Bild angeſtaunt hatte, betäubt von dem wogenden Brauſen um mich her, das an dieſem Kreuzungspunkt von Ludgatehill und Blackfriar nie zu verſtummen ſchien. Einundzwanzig Jahre! Was hatte ich nicht alles erlebt in dieſer Zeit, geſehen und gehört, genoſſen und wohl auch zu Zeiten gelitten. Genoſſen weit mehr als gelitten ſicherlich. Und nun war all das vorbei, und die donnernden Straßen lagen ſtill und tot um mich her für den Augenblick. Doch wohl nur für den Augenblick. Roſige Morgenwölkchen trieben auch jetzt wieder über die Kuppel von St. Paul. Heute Abend geh ich über Harwich nach Köln und Bonn. Mein ſämtliches Gepäck iſt bereits unterwegs. Den Frachtbrief, den ich in ordnungswidriger Weiſe auf einer der Rückſeiten meines Skizzenbuchs entwarf, lege ich bei.“

Frachtbrief.

Mit einem Köfferlein
Niedlich und klein
Zog ich einſt friſch in die Welt hinein.

Mit Kiſten und Kaſten,
An die zwanzig Laſten,
Komm' ich heut wieder, vielleicht für immer zu raſten.

All das in kurzer Friſt;
Nun es gewogen iſt,
Weiß ich, wie leicht mir war, und wie ſchwer mir iſt.

So zog Max Eyth wieder der deutſchen Heimat zu. Aber nicht als ein „ſturmgeprüfter müder Wandersmann". Mit dem „Für immer Raſten" ſollte es vorerſt noch gute Weile haben!

Wollen und Streben.

Digitized by Google

Heimatliche Arbeit.

Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft.

Man mag es wohl begreifen, daß Eyth der Abschied von einem Lande und von Menschen, die er bei all ihrer Eigenart doch lieb gewonnen hatte, daß ihm die Trennung von einer Arbeit, mit der er ins Mannesalter hineingewachsen war, nicht leicht fielen. Wie einer, der Schiffbruch gelitten hatte, kam er sich vor, und der Zukunftspläne tauchten mancherlei in ihm auf. Immer aber wieder führten ihn diese zurück zu einer Unterhaltung, die er bei einer der letzten Jahresausstellungen der englischen Landwirtschaftsgesellschaft mit einigen deutschen Landsleuten gehabt hatte, und die sich um die Möglichkeit der Schaffung einer ähnlichen Gesellschaft für Deutschland gedreht hatte. Schon damals hatte er die Entwicklung und die Einrichtung der englischen Gesellschaft, die er später in einem eigenen Schriftchen „Die Königliche landwirtschaftliche Gesellschaft von England und ihr Werk" behandelte, genau studiert, und an ihre vorbildliche Wirksamkeit knüpfte er nun seine Pläne. Denn was in England möglich gewesen war, das mußte man auch in Deutschland zu Wege bringen, und wenn auch, nachdem er erst einmal mit den deutschen landwirtschaftlichen Verhältnissen Fühlung genommen, die Aussichten keines-

wegs verlockend waren, so gab er seine Sache doch nicht so rasch verloren. Von Bonn a. Rh. aus, auf welches seine Wahl auch wegen der Nähe der landwirtschaftlichen Akademie von Poppelsdorf fiel, unternahm er seine landwirtschaftlichen Gründungsexperimente. Er wollte „etwas erreichen, bei dem die öffentliche Meinung ins Spiel kommt", und wenn er auch bald zu sehen bekam, daß das landwirtschaftliche Vereinswesen in Deutschland auf dem denkbar traurigsten Tiefstand war, so setzte er doch seine Bemühungen fort. Es war ja eine schwere Aufgabe, alle diese Vereine und Gesellschaften unter einen Hut zu bringen und mit ihnen gemeinsam eine fördernde Arbeit zu beginnen, aber Eyth hat in seinem englischen Leben Ausdauer und Geduld gelernt, und zudem müßte er kein zäher Schwabe gewesen sein, wenn er die Flinte so rasch hätte ins Korn geworfen. Zunächst galt seine Zuversicht der kommenden internationalen landwirtschaftlichen Ausstellung in Hamburg. In zwei Jahren, so rechnete er, müsse er für seine Gesellschaft 2500 Mitglieder mit einem Jahresbeitrag von 20 Mark zusammenbringen; gelinge ihm das nicht, so war es eben ein vergeblicher Versuch, „so wissen wir, daß der Boden für diese Art von Bearbeitung ungeeignet ist, und gehen still nach Hause".

Aber das Experiment gelang! Schon die erste Vorversammlung in Berlin wies die stattliche Zahl von 390 Mitgliedern auf. Seinen Kriegsplan für dieselbe hatte Eyth bereits in einem umfangreichen Programm entworfen und man durfte denken, daß derselbe zu einem raschen Siege führen würde. Vorerst begnügte man sich in der Berliner Tagung des Jahres 1884 freilich mit der Wahl eines Ausschusses zur Beratung des Statutenentwurfs und der

Beſtimmung des Tages für das Proviſorium. Ehe dieſe vorgenommen werden konnte, traf Eyth ein ſchwerer Schlag. Am 24. April ſtand er am Sterbebett ſeines Vaters, der im wohlverdienten Ruheſtand in Ulm lebte, „und ſah mit tiefbewegtem Herzen, wie ein Chriſt ſtirbt". Bisher hatten ſeine Briefe den Eltern gemeinſam gegolten; nun nach dem Tode des Vaters war es ihm eine wohltuende Pflicht, für ſeine Mutter, die er bis in ihr hohes Alter verpflegen durfte, der alten Gewohnheit treu zu bleiben, und ihr auch ſo all die Liebe und Sorge, mit der ſie ſeine Arbeit und ſeine Wanderungen begleitete, zu vergelten.

Der 14. Mai war der Gründungstag des Proviſoriums, an welchem gar lange Beratungen gepflogen wurden. Schon war in dieſen Tagen die Zahl der Mitglieder auf 550 angewachſen, und nun galt es vorerſt, weiter zu werben und zu arbeiten, um das ſo glücklich Begonnene zu feſtigen und weiterzuführen. Wohl trat inzwiſchen einmal wieder ein lockender Antrag an Eyth heran. Er ſollte Direktor einer großen Maſchinenfabrik werden, allein, wenn es ihm auch ſchwer wurde, gerade hier Nein zu ſagen, ſo tat er es doch, um nicht vor ſich und vor andern als einer dazuſtehen, der ſeiner Pflicht untreu wird. Dazu kam, daß nun auch der „Kongreß der deutſchen Landwirte", der noch immer ſich ablehnend gegen die Beſtrebungen der Deutſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft gezeigt hatte, ſeinen offenen Widerſtand gegen dieſelbe aufgab, und nachdem es ihm auch noch gelungen war, das Vermögen der „Ackerbaugeſellſchaft" in die Dienſte der D. L. G. zu ſtellen, konnte er ſich auch angeſichts der immer wachſenden Mitgliederzahl ſagen, daß ſein Werk gelungen ſei. Am 30. September 1885 konnte er, nachdem er einen neuen Antrag, die techniſche Direktion einer

Lüderitz-Gesellschaft zu übernehmen, abgelehnt hatte, nach Hause melden, daß die Mitgliederzahl von 2500 erreicht sei. Ein Erfolg um den andern stellte sich ein; sogar Bismarck wurde Mitglied der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, und als diese am 11. November nun endgültig konstituiert und Eyth als das geschäftsführende Mitglied des Direktoriums an ihre Spitze gestellt war, konnte er mit Befriedigung auf die Arbeit der letzten Jahre zurücksehen. Freilich, in die dadurch notwendig gewordene Übersiedelung nach Berlin schickte er sich nur schweren Herzens; aber er fügte sich um der Sache willen auch darein, und nachdem erst einmal die notwendigen Organisationsarbeiten zum Abschluß gekommen waren, machte sich Eyth, der sich das Ausstellungswesen vorbehalten hatte, sofort an die Arbeit dafür. Sein Vorschlag, im ersten Jahre der Gesellschaft eine Wanderversammlung alten Stils in Dresden, und erst im zweiten Jahre die erste Wanderversammlung in Frankfurt a. M. zu veranstalten, wurde einstimmig angenommen, und der Verlauf beider Ausstellungen zeigte, daß damit das Richtige getroffen worden war. Fünf Jahre hatte nun Eyth, der inzwischen auch einmal hätte für den württembergischen Landtag kandidieren sollen, an das Gelingen seines Planes gesetzt. Die Freude an der Arbeit war wieder da, und der Gedanke, noch weitere Jahre im Dienste der Gesellschaft sein zu sollen, hatte nun nichts Bedrückendes mehr für ihn. Die Jahre der Ausstellungen kamen, und mit ihnen erweiterte sich der Kreis der Tätigkeit für die D. L. G. immer mehr. Mochte er sich auch ein Jahr ums andere vornehmen, endlich die Geschäfte niederzulegen und die Früchte seiner Arbeit beschaulich zu genießen, immer wieder hielt ihn doch das und jenes zurück, und immer wieder sah er

ſich vor eine neue Aufgabe geſtellt, deren Löſung ihm auch neue Freude machte.

Es folgten nun Jahr um Jahr die Ausſtellungen. Für Breslau war die zweite 1888 projektiert, dann diejenigen in Magdeburg, in Straßburg i. E., in Bremen, Königsberg, München, Berlin und Köln. Wohl war der äußere Erfolg nicht immer der gleiche, ſchon machten ſich dabei auch, ſo namentlich in Köln, politiſche Unterſtrömungen bemerkbar, allein ohne Nutzen war keine dieſer Veranſtaltungen. Im Jahre 1895 ſiedelte die D. L. G. in ihr eigenes Heim in der Kochſtraße über. Für Eyth, der im Laufe der letzten Jahre mit Ehren aller Art ausgezeichnet worden war — auch mit dem Titel eines Geheimen Hofrats war er bedacht worden —, kam nun aber doch die Zeit, wo er an ſeinen endgültigen Rücktritt dachte. Es war indeſſen keineswegs leicht, jemand zu finden; die Wahl fiel endlich auf Generalmajor von Holleben, und Eyth hatte nur noch die Aufgabe, ſeinen Nachfolger in Amt und Geſchäfte einzuführen. Dann kam aus Anlaß der großen Woche des Jahres 1896 die Feier des Abſchieds, und den einzigen Vortrag auf derſelben hielt Eyth über „Vergangenheit und Zukunft unſerer Ausſtellungen". Es war eine Zeit neuer Ehrungen und Anerkennungen aller Art für ihn. Ein prächtiger Flügel, deſſen Außenwände die Lebensſtationen Eyths im Bilde zeigen, war der ſichtbare Ausdruck des Dankes, den ihm die Geſellſchaft ſchuldete, und der nun noch einmal in bewegten und herzlichen Worten zum Ausdruck kam.

In der ſchwäbiſchen Heimat, in Cannſtatt bei Stuttgart, fand die letzte von Eyth arrangierte Ausſtellung der D. L. G. ſtatt. „Nun iſt's vorbei", ſchreibt er darüber bewegten Herzens der Mutter, „und ein heißes, ſonniges, glänzen-

des Ende ist es gewesen, trotz allem Vorangehenden. Sicher ist auch, daß ich die letzten vierzehn Jahre meines Lebens nicht verloren habe. Nicht weil mir diese letzte Ausstellung drei weitere Orden gebracht und gar das „von" angehängt hat. — Mittlerweile habe ich doch gelernt, Form und Inhalt etwas richtiger nach ihrem Werte einzuschätzen. Auch in diesen Dingen ist ein Gehalt, wenn man selbst dafür gesorgt hat, daß er drin liegt. Dann kann man auch die Form in herzlicher Dankbarkeit gelten lassen. Das ist's übrigens nicht, was mich beruhigt und erfreut. Nach und nach wird es immer klarer, was diese Ausstellungen, wie sie sich nunmehr gestaltet haben und zur bleibenden Einrichtung geworden sind, der deutschen Landwirtschaft nützen. — Morgen machen Poggendorff und ich unsern üblichen Ausstellungsabschiedsbummel, und zwar auf den Hohenzollern. Manchmal hat doch auch der Zufall einen hübschen Gedanken. Ich freue mich und mein norddeutscher Freund mit mir, daß mit diesem Tage das bunte Treiben, das das Werk der D. L. G. in alle Teile des Vaterlands getragen hat, hier in Schwaben fast im Schatten des Hohenstaufen und auf dem Gipfel des Hohenzollerns für mich seinen Abschluß findet. Sie mögen lachen über das Ländchen; ich lache oft genug selbst mit; aber du bist und bleibst meine Heimat, und die Heimat von Helden, hundertmal größer als deine heutigen Söhne, Schwaben, grüne Kaiserwiege."

Noch einmal griff, ehe Eyth sich von Berlin verabschiedete, der Tod mit unbarmherziger Hand in sein Leben. In dem württembergischen Schwarzwaldbad Herrenalb mußte er nun die einzige Schwester zur ewigen Ruhe bestatten. Dann ging's zurück aus diesem stillen und idylli-

schen Erdenwinkel in die Aufregungen des Abschieds. In einer warmen Würdigung seiner Verdienste schrieb damals die Deutsche Landwirtschaftliche Presse am 3. Oktober 1896 unter anderem: „Eyth muß die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft jetzt verlassen, damit sie das wirklich wird, was sie nach Eyths Absicht werden sollte, nicht bloß eine Einrichtung zum Nutzen der Landwirtschaft, sondern eine Erziehungsanstalt der deutschen Landwirte zu eigener selbstbewußter und auch unter den schwersten Umständen nicht verzagender Tätigkeit. Der Stolz und das Vertrauen auf Selbsthülfe, die Fähigkeit, aus eigener Kraft die richtigen Mittel und Wege zu finden, die Geneigtheit, selbst Opfer an Zeit und Arbeit zu bringen und sich in den Dienst der gemeinsamen Interessen zu stellen, wird nur zu leicht abgeschwächt, wenn man die Sache in den besten Händen weiß, und wenn man mit größter Beruhigung für sich sorgen lassen kann, statt selbst zu sorgen. Dem Umsichgreifen einer solchen bequemen Stimmung, die schließlich zur Abschwächung der in den Anfängen so vielversprechend vorhandenen Selbstbetätigung und zur Versumpfung jedes wirklichen Vereinslebens führen muß, konnte nur durch ein heroisches Mittel begegnet werden, und so scheidet Eyth gewiß nicht leichten Herzens von seinem Werke, um alle Kräfte in der Gesellschaft wachzurufen, und damit erst eine unzerstörbare Grundlage für dieselbe zu gewinnen. Nur dann wird die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft ihre hervorragende in so kurzer Zeit gewonnene Stellung zum Segen der deutschen Landwirtschaft dauernd behaupten können, wenn in allen ihren Mitgliedern ständig das Bewußtsein lebendig bleibt, daß ihnen selbst die Verteidigung und Wahrung des Erworbenen obliegt, und daß es ihre eigenste Aufgabe ist,

jeder an ſeiner Stelle hierfür mitzuſorgen. Gemütlicher lebt es ſich freilich in einem abſoluten Staate, unter einem wohlwollenden Monarchen, der ſeinen Untertanen keine andere Verpflichtung als die der Steuerzahlung auferlegt, allein einen ſolchen wollte Eyth nicht ſchaffen; höher als der praktiſche Nutzen für die Landwirtſchaft ſtand ihm ſchließlich doch das moraliſche Element der Schulung des einzelnen zur Selbſttätigkeit und Selbſtverantwortlichkeit, und als ihm dieſer höhere Zweck gerade durch ſeine Aufopferung im Dienſte der Geſellſchaft gefährdet erſchien, da entſchloß er ſich zu gehen, damit die Geſellſchaft allein zu gehen lerne.

Und dann noch eins: ein ſo gottbegnadeter Menſch wie Eyth, ſeiner innerſten Natur nach Künſtler und Poet, muß es mit der Zeit als eine Vernachläſſigung der Pflichten gegen ſich ſelbſt, als eine Verfehlung gegen das bibliſche Gebot des Wuchers mit dem verliehenen Pfund empfinden, wenn er ſich zu ausſchließlich in einer Stellung feſtlegt, die kein Nebenamt iſt, ſondern eine vollſtändige Hingabe an Geſchäfte erfordert, die zum großen Teil doch nur Routinegeſchäfte ſind und ſein müſſen, für die ein Mann wie Eyth eigentlich zu ſchade iſt. Ein ſolcher Mann hat das Recht, ſich voll auszuleben und dient damit ſeinen Mitmenſchen gewiß noch mehr, als wenn er zeitlebens nur an einem Strange weiterzieht.

Eyth möge es uns verzeihen, daß wir, gewiß ſeiner Sinnesart wenig entſprechend, ſeine Motive hier öffentlich zu diskutieren verſuchen; allein es iſt eine alte Erfahrung, daß fortgeſetzte Wohltaten nicht ſo ſehr das Gefühl der Dankbarkeit als das Gefühl eines begründeten Rechtsanſpruchs auf die Fortdauer dieſer Wohltaten hervorrufen. Dagegen möchten wir aber unſern Eyth vor allem geſchützt

sehen, daß seiner weniger freundlich gedacht wird, wenn er uns nun seine Wohltaten in Zukunft entzieht. Er hat wahrlich genug und übergenug sich uns geopfert, zeigen wir ihm, daß wir ihn verstehen, und beweisen wir ihm unsere Dankbarkeit dadurch, daß wir in seinem Geiste an seinem Werke weiterarbeiten. Dies Gefühl muß jetzt alle Mitglieder der D. L. G. erfüllen, und in diesem Sinne rufen wir dem Scheidenden ein dankerfülltes Lebewohl zu: Er war der Unsere und wird es immer bleiben."

Und nun, da Eyth seit 10 Jahren in wohlverdienter Ruhe lebt, darf er auch mit Stolz und Befriedigung auf sein Kind zurückblicken. Es hat das Gehen tüchtig gelernt und ist gewachsen und gediehen bis heute. „Am Tage, da ich die Zügel niederlegte", berichtet er selbst, „zählte die Gesellschaft 12000 Mitglieder, hatte ein jährliches Einkommen von gegen 300000 Mark, ein Barvermögen von über 1200000 Mark und stand in voller, unabhängiger und unbedrohter Tätigkeit für einen Beruf, dem zweiundzwanzig Millionen Deutsche ihre Lebensbedingungen verdanken. Trotz des befriedigenden Standes des Dinge war ich ein wenig und viele meiner Freunde lebhaft besorgt, ob, und wie nach dem Rücktritt des Gründers, das Werk in der alten Weise seinen Fortgang nehmen werde. Wir hatten keinen Grund, besorgt zu sein. Heute (1905) zählt die Gesellschaft gegen 15000 Mitglieder, hat ein Jahreseinkommen von 400000 Mark, ein Vermögen von rund zwei Millionen, und alle Hände voll zu tun, die mannigfachen Aufgaben zu lösen, die ihr alljährlich aus dem fast unübersehbaren Gebiet der landwirtschaftlichen Technik zufließen. So viel erreicht man in diesen Notstandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang, ein Ziel im Auge, nicht betteln geht,

ſondern auf die eigene Kraft vertraut. Das aber tut die Geſellſchaft heute noch, und deshalb habe ich recht behalten, und nicht die, welche fürchteten, ſie ſtehe auf zwei Augen.“

Ein Sechzigjähriger war es, der dieſe Worte ſchrieb. Freud' und Leid haben auch in ſeinem Leben gewechſelt. Der Tod hat ihm, der nun in voller Rüſtigkeit ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag feiert, die Eltern und Geſchwiſter genommen; Schmerz und Enttäuſchungen ſind auch ihm nicht erſpart geblieben. Aber immer wieder hat er ſich ſelbſt gefunden in raſtloſer Arbeit, denn dieſe war die Deviſe ſeines Lebens. Das Raſten und Roſten in untätiger Stille erſcheint ihm auch heute noch wie ein Fluch. Gott gab dem Menſchen einen lebendigen Geiſt, damit er denke, und gab ihm geſunde Glieder, damit er ſie rühre und ſich rege zum Heil und Segen für ſich und andere. Und Gott legte ihm ins Herz die Gabe der Poeſie, damit er die Welt anſehe mit frohem Auge und ſich freue an ihrer Pracht und Schönheit. Und das hat Max Eyth getan. Er iſt nicht wie ein Blinder durchs Leben gegangen. Er hat im Treiben und Jagen unſeres Daſeins dasſelbe nicht grämlich und verdroſſen an ſich vorbeiziehen laſſen. Er iſt rüſtig mitgeſchwommen im Strom unſerer Zeit, und wenn ihn auch manchmal eine Welle überflutete, eine andere hob ihn wieder empor, und da er den Fuß aufs trockene Land ſetzte, Umſchau zu halten nach Ruhe und Stille, da konnte er es tun als einer, der von ſich ſagen mochte, daß er des Lebens Pflicht erfüllt und nun ein Recht habe, die Glieder zu ſtrecken und auszuruhen von der Arbeit. Er hat's ſelbſt in ſchlichten Verſen in einem Gedichte „Winterabend“ geſagt:

Schon wirbeln die Flocken. Es dämmert bald,
Schon ruhen Waffen und Wehre.
Der Jäger kommt heim aus Gebirg und Wald,
Der Schiffer vom brauſenden Meere.

Froh zog ich als Wanderburſche hinaus,
Wie lachte die ſonnige Erde!
Nun ſitz' ich wieder im alten Haus
Am ſtille verglimmenden Herde.

Halb träumend denk' ich des bunten Seins
Mit ſeinem Ringen und Regen.
Und Traum und Leben fließen in eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Froh leg' ich mich nieder, was wünſch' ich mir
Noch weiter vom ſcheidenden Leben?
So wollt' ich's. Ich danke, Allgütiger, dir,
Daß du es ſo mir gegeben.

Das Bild des Mannes.

Das Bild des Mannes.

Das war und iſt Max Eyth. Wer mit ihm durch ferne Lande gewandert iſt, und wer geſehen hat, wie er die Arbeit faßte und durchführte, wie er Menſchen und Verhältniſſe, auch wenn ſie ihm noch ſo neu und fremd waren, nicht als Rätſel anſah, deren Löſung eine beſondere Aufgabe ſei, ſondern friſch und froh ihnen gegenübertrat, und wer ſeinen Geſchichten und Berichten von Welt und Leben mit verſtändnisvoller Aufmerkſamkeit lauſchte, der weiß, daß er in Max Eyth mit einem Manne ſeltener Art zu tun hat. Und zwar nicht deswegen, weil er ihn hoch und unnahbar über ſich und dem Daſein des Alltags ſtehen ſieht als einen, der das, was er erarbeitet und errungen, gewertet wiſſen will als eine Wohltat beſonderer Art für die andern. Sondern als einen, den ſein ernſtes Pflichtgefühl und ſeine unzerſtörbare Freude an der Arbeit gleich uns mitten hineinführt in ein Daſein von Mühen und Sorgen, die nur der überwindet, der nicht das Vertrauen auf ſich und eine höhere Macht verliert. Ich meine, das ſei das Zeichen geweſen, unter dem einſt Max Eyth ſeinen Weg antrat hinaus in die Welt. Keine feſten Pläne und ſtürmenden Gedanken. Beſonnen und ruhig, immer klug und vorſichtig erwägend und bedenkend, ſetzte er einen Fuß vor den andern. Er verzweifelt nicht, wenn ſich ihm eine Schwierigkeit in

den Weg ſtellt. Er will nicht fliegen können über einen Berg, der andern unüberſteigbar erſcheint. Er iſt ein ſcharfſichtiger und gewandter Kletterer, der weiß, daß auch die glätteſte Wand Sprünge und Ritzen und Spalten hat, in die man den Fuß ſetzen, und Zacken, nach denen man greifen kann, ſich daran emporzuziehen zum Gipfel. Aber man darf ſich, und wenn man das Leben mit noch ſo ſonnigem Auge erſchaut, wenn man noch ſo gerne über ſeine Riſſe und Widerſprüche hinweg nur nach dem Glück und dem Erfolg ſehen möchte, nicht geruhig in die Täuſchung hineinträumen, daß einem das alles mühelos in den Schoß falle. Und man darf, auch wenn man einmal von ſeinem Weg abgeirrt iſt und vielleicht eine kurze Zeitlang meint im Dunkel zu tappen und alles zu verlieren, was man bisher gewonnen, nicht ſtehen bleiben oder gar den Blick rückwärts wenden, um die ausgetretenen Geleiſe nochmals zu betreten. Vorwärts, nur immer vorwärts muß man. Man ſtößt ſich an Steinen und ritzt ſich an Dornen. Man fühlt, daß ſich einem manchmal das Herz zuſammenkrampft in bitterem Weh über manche Enttäuſchung und manchen ſchimmernden Trug. Man ſieht manche Freude und manche Hoffnung zertrümmert am Boden liegen, und manches Vertrauen mit Falſchheit und Undank gelohnt. Man ſchreitet auch darüber hinweg, denn man weiß: Des Lebens Schwanken und Wanken ängſtigt und verwirrt nur den, der nicht vermag darüber hinwegzuſehen. Er ſchaut nicht nach dem Hohen und Ewigen, das uns lehrt, all unſer Tun und Wollen in freudiger Selbſtloſigkeit in ſeinen Dienſt zu ſtellen und dankbar auch den Schmerz zu empfangen als die Gabe eines Geſchicks, mit dem zu hadern wir kein Recht haben.

Das mag wohl so eine Art von Lehre sein, die wir für uns und andere aus dem Leben von Max Eyth gewinnen. Er will sie uns nicht aufdrängen und nicht unsern wortreichen Dank dafür. Er liebt es in seiner still-heiteren Art nicht, im Mittelpunkt des lauten und geräuschvollen Treibens zu stehen. Auf den Wegen, die er geht, will er kein zahlreiches Gefolge geschwätziger Bewunderer und Lobredner. Was er zu berichten hat von sich und seinem Leben, das erzählt er am liebsten im engen Freundeskreis. Das meldet er den Seinigen in der Heimat, und wenn von dort aus die Kunde dringt in die Welt, wenn sein Name allüberall einen bekannten und vertrauten Klang bekommt, und wenn er da, wo er sich einstellt als Gast und Freund, bei Alt und Jung frohen Gruß hört und herzlichen Willkomm findet, dann müßte er nicht der Mensch mit dem warmen Herzen sein, wenn er sich nicht dessen freute und froh die Hände faßte, die sich ihm entgegenstrecken. Das hat er gar oft und viel erfahren in seinem Leben und Wandern landein und landaus. Er hat nicht tiefsinnige Betrachtungen über sich und seine Eigenart angestellt, und die moderne Art seelischer Selbstzergliederung, wie sie so mancher „deutsche Schriftsteller" als das wichtigste Problem seines Schaffens betreibt, ist ihm von jeher in innerster Seele zuwider gewesen. Er freut sich seines Talents und seiner Gaben, nicht weil sie ihm Namen und Ruhm gebracht, sondern weil er vermöge derselben andern Freude und Erquickung schafft, und weil er sich durch sie verbunden fühlt mit allen denen, die in dem Jagen und Treiben des Alltags noch nicht den Sinn verloren haben für die Güte und das Sehnen des Menschen nach einer Freiheit, die uns emporträgt über die irdische Schwere.

Denn aus ihnen bildet ſich das, was wir Tüchtigkeit nennen. Das, was den Mann ſchafft, der ſeine Kräfte nicht ſetzt an das tolle Wagnis, meiſtern zu wollen die natürlichen Geſetze unſerer Entwicklung. Er rühmt ſich nicht prahleriſch, die Löſung aller Daſeinsrätſel finden zu können. Er weiß, daß auch unſer Wiſſen ſeine Grenzen hat, und daß wir die Kraft zur Arbeit nur holen aus dem frommen Mut, uns einer Macht zu unterwerfen, die unſer Geſchick lenkt wie die Sterne auf ihren ewigen Bahnen.

Das alles kündet Max Eyth nicht mit vielen Worten und ſchönen Reden. Wie er ſelbſt ſich dieſen Glauben erworben in mühevollem Ringen, ſo, meint er, müſſe ein jeder, der ſein Leben erfaßt als eine heilige Pflicht, ihn erkämpfen und feſthalten in der Stille des Herzens und des Sinnens über das, was uns allen not tut, über die Harmonie zwiſchen der Welt in uns und außer uns.

Mag ſich mit dem allem jeder nach ſeiner Schule und Schablone auseinanderſetzen. Mag's der eine deutſch und der andere chriſtlich nennen. Ich will's ihm nicht wehren. Aber ich in meinem Teil möchte es für Max Eyth als ſchwäbiſche Art geſchätzt wiſſen. Ich weiß wohl, daß ich damit nicht allen nach Sinn und Gedanken rede. Es gibt der Leute gar viele, die namentlich uns Süddeutſchen und Schwaben jedes engere Heimatsgefühl und jede Freude an eigener Stammesart am liebſten polizeilich verbieten und uns allmählich aufgelöſt ſehen möchten in eine großdeutſche Allgemeinheit, die von keiner Verbindung mit der geſchichtlichen Vergangenheit und der urſprünglichen und wurzelechten Kraft derſelben etwas wiſſen wollen. Aber das iſt eine Schwärmerei, mit der ſich ernſthaftes Denken und ruhiges Erfaſſen der Tatſachen nicht abgeben kann.

Es wäre ja eine Torheit, die Schwächen und Schattenseiten, die uns Schwaben anhaften, leugnen oder beschönigen zu wollen. Wir wissen's selbst am besten, und die geistige Bewegung der letzten Jahrzehnte in Deutschland hat uns wahrhaftig eindringlich genug darüber aufgeklärt, wo unsere Fehler liegen. Schwerfällig und bedachtsam, verschlossen und mißtrauisch gegen alles Fremde, wie wir nun einmal sind, haben wir es leider nicht verstanden, dem Zug der neuen Zeit so weit zu folgen, daß wir deren Anschauungen und Forderungen uns zunutze gemacht, und wenn auch nicht in allen Teilen, so doch namentlich auf literarischem Gebiet an der Umwertung veralteter Werte in neue und gangbare tätigen Anteil genommen hätten. Dem Neuen, was uns nicht in den Kram paßte, haben wir nicht den aktiven Widerstand eigener Lebenskraft und eigenen Schaffensdranges, sondern nur den passiven Widerspruch einer manchmal recht kleinlichen und verdrossenen Kritik entgegengesetzt und uns vermöge unseres schwäbischen Eigensinns dafür nur um so fester an unserer Vergangenheit und deren Überlieferungen festgehalten. Die Folgen davon sind nicht immer heilsam für uns gewesen. Die Tatsache, daß gerade auch die literarischen Probleme unserer Zeit doch in erster Linie als Lebensäußerungen erfaßt und ergründet sein müssen, hat sich bei uns weit langsamer und schwerer Bahn gebrochen als anderswo. Aber wir dürfen uns doch nicht von dem Rade der Zeit zermalmen lassen, wir dürfen doch nicht, nur weil wir eine so große und selbstgefällige Freude an unserer „Eigenart" haben, von der Walstatt der Geister wegflüchten und uns kleiner dünken als andere. Im behaglichen Dahinschlendern werden uns die Glieder schwer und ungelenk. Wir müssen ringen und

ſtreiten lernen. Wir müſſen gleich den andern geiſtige Werte ſchaffen können, die auch in der Zukunft gelten ſollen. Ernſten Inhalt in ſchöne Form zu bringen, des Lebens heiteres Genießen zu einigen mit treuer und tiefgründiger Arbeit, im ewigen Wechſel das Dauernde zu erkennen und im Einerlei des Alltags uns zu wahren die Friſche und Schwungkraft des Geiſtes, ruhig und gerecht zu erwägen die Gegenſätze des Daſeins, das iſt unſere Aufgabe.

Iſt uns hierin Max Eyth nicht mehr als einmal vorbildlich? Iſt er's uns nicht auch namentlich darin, daß er es in ſeinem vielgeſtaltigen Wanderleben verſtanden hat, freudig und neidlos fremde Vorzüge anzuerkennen und zu lernen von andern, und ſich dabei doch die Eigenart des Schwaben treu zu wahren? Er wäre ja vielleicht auch der Tradition zum Opfer gefallen. Er hätte vielleicht auch die ſchablonenhafte Erziehung in klöſterlicher Stille über ſich ergehen laſſen müſſen, um ſpäter einmal, nach einem kurzen Ausflug in die weite Welt, in irgendeinem kleinen Winkel ſeiner Heimat als Pfarrherr oder im engbegrenzten Wirkungskreiſe eines Jugenderziehers ſeinem Gott und ſeinem König recht und ſchlecht zu dienen. Und er wäre unter dem Druck und Zwang der Verhältniſſe vielleicht auch einer jener vielen geworden, denen jahraus, jahrein des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr die Wege gewieſen, der ferne vielleicht den Strom des Lebens hätte rauſchen hören, aber tief und ſchmerzlich, vielleicht mehr als andere empfunden hätte, daß im Einerlei des Tages ſeine Lebensfreude zermürbt und ſeine Kraft gebrochen war und er nichts habe, an das er ſich halten könne, als das Bewußtſein treuer Pflichterfüllung.

Aber daß er nicht dieſen Weg ging, daß er ſich ſchon als Knabe eine Welt für ſich träumte und aus dieſem Traum

hinaus in die Welt der Wirklichkeit ſchritt, nichts anderes ſein eigen nennend als einen frohen Mut, ein paar helle Augen und Geſundheit an Leib und Seele — das iſt auch ſo ein Stück ſchwäbiſcher Eigenart. Es iſt damit eine merkwürdige Geſchichte, auf die wir im Leben unſerer bedeutenden Männer immer wieder und wieder ſtoßen. Der Drang in die Weite, die Romantik unbekannter Ferne, denen die Heimat zu eng und die Aufgabe, die ihrer dort harrt, zu klein und leicht dünkt, und draußen in der Welt die Sehnſucht nach der Heimat, die träumende Freude an ihrer behaglichen Enge und an ihren altväterlichen Gewohnheiten, Gegenſätze und Widerſprüche, die anſcheinend ſo hart aufeinanderſtoßen und doch ſo bald und ſo ruhig ſich ausgleichen laſſen durch den Hinweis auf das, was dem Schwaben bei all ſeiner Schroffheit und Unbeholfenheit, bei all ſeinem Eigenſinn und ſeiner Verſchloſſenheit in ganz beſonderem Maße eignet: ein weiches, gutes Herz und eine Anſpruchsloſigkeit den Genüſſen des Lebens gegenüber, die ihn überall wieder ſich zurechtfinden läßt, auch in der fremdeſten Umgebung.

Wir ſehen's an Max Eyth: dem Schwaben iſt ein Wandertrieb eigen wie kaum einem andern deutſchen Stamm. Wir können's aber auch an ihm klar und deutlich beobachten, wie dieſer Trieb, elementar und ungebärdig in ſeinen erſten Äußerungen und unklar und verworren in ſeinen Zielen, ſich ſtetig umwertet und umwandelt zur klaren Erkenntnis deſſen, was man ſucht, und zum energiſchen Erfaſſen deſſen, was man will. Es gibt ja Leute, die die Welt durchwandern in die Kreuz und Quer, die Länder und Meere ſehen und die Wunder vergangener Zeiten, und die doch von all ihren Zügen und Fahrten nichts anderes mitbringen als eine

säuberliche Registratur all dieser Dinge, als das Geschick alles das, was sie gesehen, so vollständig als möglich nach Schema Bädeker oder Meyer wieder herunter zu zählen. Und es gibt wiederum Leute, die ihres Weges gehen mit freudigem Vorsatz, alles das, was sie erschauen und erfassen auf ihren Wegen, in sich aufzunehmen als ein Stück ihres eigenen Lebens, nicht die schnurgeraden und schon von so vielen begangenen Wege zu gehen, sondern, wenn's not tut, einmal auch durch Gestrüpp und Busch sich durchzudrücken und abseits von der breiten Heerstraße in stiller Einsamkeit dahinzugehen. Und es gibt Leute, die von allen Städten, groß und klein, die sie gesehen, jede Straße kennen und jede Kirche und jedes Museum zu nennen wissen, die natürlich „aus eigener Erfahrung" die besten Hotels und die schönsten Etablissements kennen und doch verlegen verstummen, wenn man sich erkühnt, zu fragen nach einem stillen Reize, nach einer behaglichen Ecke und nach dem Geiste des Volkslebens in seinen bunten Farben, den man kennen und verspüren möchte, weil man da den Leuten hineinsieht in Herz und Gedanken. Das ist nun freilich, wie ich gerne zugebe, eine Kunst, die nicht einem jeden eignet, es ist ein sonderliches Talent, und wer wissen will, wie man mit diesem Talente wirtschaftet, der nehme einmal einen Band der Reisebriefe von Max Eyth zur Hand und lasse sich von ihnen erzählen von fernen Ländern und Völkern. Er vergesse aber dabei nicht, daß man, um so schreiben und berichten zu können, neben aller Frische und Helle doch auch noch eines braucht, dessen sich Eyth schon in der Zeit seines jugendlichen Wanderns rühmen konnte, ein tüchtiges und reiches Wissen, einen rastlosen Trieb zu lernen und die besondere Gabe, im Großen das Kleine, in der

raſtloſen Flucht der Erſcheinungen und im Wechſel der Geſchehniſſe das Feſte und Dauernde zu erfaſſen und ſich zu eigen zu machen. Eyth zog ja nicht in die Ferne, um ein Mann der trockenen Theorie der Arbeit zu bleiben; er hatte nicht umſonſt ſchon den Hammer geſchwungen und war hinter dem Schraubſtock geſtanden. Es galt ihm vor allen Dingen die Praxis; es galt ihm, zu ſehen und zu erkennen, wie man eine Aufgabe nicht nur nach einem mehr oder weniger mühſam eingelernten Schema löſen, ſondern wie man an dieſe Löſung herantreten und ſie erreichen könne auch ohne trockene Schulweisheit und ohne irgendeine gelehrte Formel, lediglich durch natürliches Geſchick und gründliche Kenntnis der Materie. Und Eyth iſt bei all dem reichen theoretiſchen Wiſſen, das er beſaß, doch ſein Leben lang ein Anhänger der Praxis geweſen. Die ruheloſen Kräfte, die die Materie ſchaffen und geſtalten, in ſeinen Dienſt zu ſtellen, mühſame Verſuche nicht zu ſcheuen, aber immer auch an dem Grundſatze feſtzuhalten, daß man das Leben nur durch das Leben meiſtert, und daß nur der ein Herr iſt in der Natur, der ſie erkennt in ihrem innerſten Walten und ihrem ſtillen Zuſammenhang mit dem Menſchen, das war es, was ihn in all ſeinem Schaffen und Wirken leitete und ihm Erfolge ſchuf, auf die er mit Recht ſtolz ſein konnte.

Und ich meine, dabei ſei ihm namentlich auch die ſo viel genannte Schwerfälligkeit des Schwaben eine getreue und hülfreiche Gefährtin geweſen. Man muß eben, wie Eyth, die Gabe beſitzen, eine ſolche von Hauſe aus nicht gerade fördernde Anlage umzubilden und zu veredeln zu einem Streben nach Gründlichkeit, das an keinem, auch nicht dem kleinſten und unſcheinbarſten Dinge achtlos vorübergeht, ſon-

dern es in den Dienſt ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrung kleinſten und unſcheinbarſten Dinge achtlos vorübergeht, ſondern in den Dienſt ſeines Wiſſens und ſeiner Erfahrung zu ſtellen ſucht. Es iſt ja manchmal vergebliches Mühen, es iſt aber auch oft ein lohnendes Beginnen, ſonderlich für den, der den Blick hat für das Streben all unſerer kleinen und großen Organismen zur Einheit und wechſelſeitigen Ergänzung, und der über dem Stoff den ewig waltenden und raſtlos neuſchaffenden, aus dem Vergehenden neues Leben weckenden Geiſt zu erkennen und zu begreifen vermag. Eyth hat ſich von jeher in ſcharfen und bewußten Gegenſatz zu dieſer öden und materialiſtiſchen Erfaſſung der Natur und ihrer Entwicklung geſtellt. Er war eben nicht nur ein Mann der Arbeit, er war und iſt als ein echter und gerechter Schwabe auch ein gutes Stück eines Idealiſten und Träumers, der noch glaubt an Geheimniſſe in Natur und Leben, der noch emporblickt zu einem Unerforſchlichen, vor dem unſer Blick ſich ſenken und bei all unſerem ſtolzen und reichen Wiſſen, bei all unſerem Vorwärtsdrängen auf neue Gebiete unſer Mund doch bekennen muß, daß wir gebunden ſind an eine Endlichkeit und Enge, über deren Grenzen uns nichts hinwegführt als Glaube und demütige Ergebung.

Wir ſtehen damit wieder da, wo wir ſchon einmal geſtanden ſind im Leben Max Eyths. Wie ſollen wir das nennen? Wir wiſſen es aus ſeiner Kindheit und Jugend. Der Ton, auf den ſein Leben in jener Zeit geſtimmt war, war ein chriſtlicher und religiöſer und er klingt in ſeinem ganzen Leben und Denken nach! Die Frömmigkeit,

die im Hauſe der Eltern waltete, war freilich keine engherzige und kleinliche; ſie wollte nicht gebunden ſein in Formeln und ſtrengen Lebensgeboten. Sie war der ſtarke und alles beherrſchende Gedanke an eine Abhängigkeit vom Ewigen, von einem Geiſte, der ſich nicht faſſen und zwingen läßt in ſtarre Dogmen und Formeln, ſondern als lebendige Macht im Herzen eines jeden wohnt, und ſo mannigfachen Ausdruck er auch findet in Wort und Gedanken, doch immer wieder uns alle einigt und zuſammenführt in dem oberſten Gebot unſeres Daſeins, der Liebe zu Gott und der Milde und des Glaubens an den Menſchen. Das war und iſt das lebendige Chriſtentum, das in dem Hauſe und in den Herzen der Eltern wohnte und ſeine ſtille, fördernde Kraft auch an den Kindern erwies als unverlierbares Erbe. Es mag ja ſein, daß es dem modernen Menſchen etwas altväteriſch und verbraucht erſcheint. In jener Zeit, da Max Eyth aufwuchs und in ſeine empfängliche Seele aufnahm, was alle Wechſelfälle ſeines Lebens überdauern ſollte, die Treue zur Heimat und zum Elternhauſe, war ſolcher Glaube eine mächtige und lebendige Kraft, die ſich auch mit den rationaliſtiſchen Strömungen auseinanderzuſetzen und die neuartigen Erforſchungen und Ergebniſſe der geſchichtlichen Kritik in ihren Dienſt zu ſtellen wußte. Zweifel und Bedenken müſſen ja von jedem, der den Glauben ſeines Lebens auf einen ſicheren Grund ſtellen will, durchgemacht und überwunden werden, und wenn auch Max Eyth gerade über derlei Dinge nicht viel Worte macht, — daß ſie auch bei einem ſich ſelbſt und anderen gegenüber ſo grundehrlichen und wahrhaftigen Menſchen wie bei ihm nicht ausgeblieben ſind, und daß er, wie ſo viele vor ihm und nach ihm, ſeinen Kampf gekämpft und um ſeinen Gott gerungen hat, deſſen haben

wir nicht einen Augenblick Zweifel. Denn es müßte uns ſonſt kaum denkbar erſcheinen, was wir immer wieder und wieder bei ihm finden, und was uns an ihm erfreut und erquickt wie das Wort eines Freundes, das feſte, fromme Vertrauen auf ein Walten über Raum und Zeit und die Ehrfurcht vor dem Heiligſten, was wir Menſchen unſer eigen nennen, das Gefühl der Abhängigkeit vom Ewigen. Das macht feſt und tief und wahrhaftig, das klingt wie ein heller Glockenton durch den Lärm und das Gewühl des Alltags und mahnt uns, mitten in ſeinem Haſten und Jagen einen Augenblick ſtillzuhalten und Blick und Sinnen emporzurichten zu lichten Höhen, über denen wir den ſuchen und ahnen, der unſer eigen werden ſoll mit jedem Gedanken, den wir denken und mit jedem Vorſatz, den wir faſſen, zu forſchen und zu ſtreben nach dem Vollkommenen. Es mag ja ſein, daß ein ſolches Chriſtentum dem einen als ein „äſthetiſches" zu weit und allgemein erſcheint, und ein anderes mag ſich mühen, feſtzuſtellen, daß das, was wir die Dogmen der Kirche und des Glaubens heißen, damit nur wenig oder am Ende gar nichts zu ſchaffen habe. Aber das iſt es nicht, was nur zu Zweifeln berechtigte an der Echtheit und der Kraft ſolchen Empfindens; und es iſt nicht an dem, daß wir heute den Menſchen und ſeine Stellung zu Gott beurteilen ſollen nach dem Wort und der Lehre, die ſich gebildet hat in einer langſamen Entwicklung der Jahrhunderte, ſondern nach dem Geiſte, der ihn treibt zu handeln und zu wirken für ſich und andere. Und wenn auch ſo das Chriſtentum nicht mehr nur eine religiöſe Frage, ſondern eine Kulturfrage wird, an deren Löſung wir alle mitarbeiten, nimmt ihm das auch nur ein Tüpfelchen von ſeinem Gehalt? Kultur und Chriſtentum ſollen und wollen

ſich ja einigen. Wir ſollen das Endliche nicht bemeſſen nach vergänglichen Werten, ſondern es in den Dienſt von Ewigkeitsgedanken ſtellen, deren Ziele nach einer andern Richtung hinweiſen als derjenigen eines ſtolzen und ſelbſtbewußten Übermenſchentums. Aus dieſer Erkenntnis heraus unſer ſittlich-religiöſes Leben zu bilden und es in Einklang zu bringen mit den Fortſchritten unſerer natürlichen Entwicklung, das halten wir für die erſte Aufgabe einer Kultur, die Ideale hat und in allem Wechſel der Erſcheinungen auf dem feſten Boden der geiſtigen Freiheit ſteht. Es bedarf dazu ja keiner Kompromiſſe und keiner gewaltſamen Umbildung gegebener Formen. Im ruhigen und ſteten Gang der Entwicklung werden ſich die ſcheinbar gegenſätzlichen Elemente zuſammenfinden zu einer Einheit, deren Grundlage ſich bildet und befeſtigt durch den Glauben an die ewigen Geſetze der Menſchheit, die nichts wiſſen von Willkür und Wundern, und lediglich nicht verſtanden werden von denen, die glauben, ſich nur mit einer Gottheit zurechtfinden zu können, die nur von außen ſtieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe! Und es iſt wahrhaftig nur die Sache ängſtlicher und verzagter Seelen, in ſolchem Hoffen und Glauben denjenigen, nach dem wir uns heute nennen und für alle Zukunft genannt wiſſen wollen, in den Hintergrund gedrängt zu ſehen. Uns muß und wird nach wie vor der Chriſtus, der erfüllt vom Geiſte des Ewigen als Menſch auf Erden gewandelt iſt, der Vertraute unſerer Seele und der Führer zu Gott ſein. Wenn wir nur ſo vor ihn treten, dann werden wir tagtäglich erkennen, daß er vor uns höher und gewaltiger ſteht als der Chriſtus, den ſo mancher nur ſehen möchte in dem Strahlenglanz einer Überirdiſchkeit, der unſer Auge nur blendet

und uns den Mut nimmt, an ihm und in ihm ein reines und göttliches Menſchentum zu verehren, deſſen Reichtum und Fülle nur der begreift, der ſein eigenes Daſein als die heilige und ernſte Aufgabe der Erlöſung von ſich ſelbſt erfaßt. Die chriſtliche Kultur der Zukunft aber — und chriſtlich wird ſie in ſolchem Sinne immer bleiben — mit all ihren Verzweigungen und Wechſelbeziehungen zu unſerem geiſtigen Geſamtleben, wird ſich ſeiner niemals entledigen können oder wollen. So laut auch gerade diejenigen heute ihre Stimme erheben, die von einer Zerſetzung des Chriſtentums reden, weil ſie Form und Inhalt abſichtlich oder unabſichtlich verwechſeln, ſo wird ſie und andere doch der Verlauf unſerer Zukunft belehren, daß auch dieſe Zerſetzung, auf die ja das und jenes hinzuweiſen ſcheint, nur ein vorübergehender Prozeß iſt, aus dem ſich vielleicht in neuer Geſtalt die ewige Wahrheitslehre Chriſti herausheben wird. Und mit ihr müſſen auch wir rechnen. Denn ſie iſt die Wahrheitslehre der nach oben ſtrebenden Menſchheit, über die wir mit allem Trotz und Stolz auf unſere Kulturerrungenſchaften niemals hinwegkommen werden.

Das iſt's, was ich aus alledem, was Max Eyth über ſolche Dinge ſagt, glaube herausleſen zu dürfen. Es iſt in ihm wie bei jedem, der ſich ſelbſt heranziehen und feſtigen möchte zu einem ſittlichen und religiöſen Charakter, eine gewiſſe zarte Scheu, ſein Inneres zu enthüllen vor den Augen anderer. Nicht einmal den Eltern gegenüber, die ja allezeit ſeine beſten und treueſten Freunde blieben, und auf deren Verſtehen er doch ſicher rechnen konnte, ſpricht er davon. Aber wir dürfen aus dem, was wir von ihm wiſſen und wie er gerade auch in ſeinen Briefen vor uns ſteht, ſolche Konſequenzen ziehen und den Inhalt

ſeines Lebens ſolchermaßen zuſammenfaſſen. Wir denken dabei der Worte, die er einmal an ſeine Mutter ſchreibt: „Soll ich des breiteren auseinanderſetzen, was ſchon tauſendmal gedacht und geſagt wurde. Es würde zu nichts führen. Wahrheiten dieſer Art wachſen nur von innen heraus, in jedem Menſchen anders. Du ſelbſt gibſt als ſchließlichen Grund und Beweis Deiner Auffaſſung Dein Gefühl an. Das iſt mir ganz recht und lieb. Auch ich habe ähnliche beweiskräftige Gefühle, aber ich dränge ſie keinem Menſchen auf; denn ich weiß zu wohl, wie ſie mir im Lauf der Zeit angewachſen ſind. Iſt es nötig, an der Wahrheit des Spruches vom Sperling auf dem Dache und vom Haar auf dem Haupte zu zweifeln, wenn man an ein naturwidriges Eingreifen des lieben Gottes in unſere gewöhnlichen, menſchlichen Verhältniſſe nicht glauben mag? Die ganze Natur, die ganze Welt, groß und klein, lebt als Wille Gottes, und deshalb fällt der Sperling und das Haar, wenn ſeine Zeit kommt. Unſer Beten gegen dieſen Willen hilft nichts. Sein Wille, nicht der unſrige, geſchieht und ſoll geſchehen. Alles Bitten um etwas anderes als Ergebung in das Walten der göttlichen Kräfte in der Natur iſt kindlich, menſchlich rührend, es iſt fromm und ſtärkend, wenn es im Glauben geſchieht, aber der himmliſche Geiſt, der unſer menſchliches Bitten und Wünſchen beſſer verſteht als wir ſelbſt, gibt uns dafür nicht, was wir erbitten, ſondern was wir hätten erbitten ſollen: die Ergebung in ſeinen Willen. Alſo auch hier —: Friede, Friede!“

Muß ich da noch ausdrücklich darauf hinweiſen, daß ſolche Geſinnung auch der Grund und Boden iſt für das, was wir gerade auch auf religiöſem Gebiete „Toleranz“

nennen? Ist's denn nicht eigentlich selbstverständlich, daß ein Mann, der sich so mit sich selbst einig weiß, keine trennende Schranke kennt zwischen sich und denen, die ihrem Gott auf andere Weise dienen als er: „Sind sie nicht alle Menschen wie ich? Soll ich sie geringer schätzen, weil sie einen andern Weg gegangen sind oder geführt wurden als ich? Niemand kann einen Stein verachten, aber achten kann ich ihn ihretwegen, um der Millionen meiner Mitmenschen willen, die ihn verehren. Tausende denken und fühlen anders. Aber in diesen Sachen hat jeder Mensch sein eigenstes Recht, und kein Mensch dasjenige, den andern zu richten."

Und es ist doch wahrhaftig nichts anderes als das Bekenntnis eines frommen Mannes, wenn Eyth einmal in ernster und schwerer Zeit schreibt: „Die Zeiten mögen kommen, in denen wir alles brauchen, von innen und außen, was uns aufrechthalten kann. Eins aber sollen sie uns nicht nehmen, den Glauben an Gottes Fügung und die Kraft des Guten in der Welt."

In einem Briefe, lange nach seiner englischen Lebensperiode, spricht Eyth einmal der Mutter auch von Stimmungen und Verstimmungen, die den Menschen überfallen wie unheimliche Geister und sich nur verscheuchen und vertreiben lassen durch entschlossene Arbeit. Man darf sich gewiß nicht darüber wundern, daß auch in seinem Leben sich solche Regungen zeigen, und sie mögen wohl häufiger bei ihm gewesen sein, als er selbst nach Hause berichtet. Denn auch ihm ging ja nicht immer alles nach Wunsch und Willen. Es traten auch an ihn Fragen heran, für die

er nicht sogleich die Antwort fand, und Aufgaben, deren Lösung ihm mehr als einmal erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht wurde durch die Dreinsprache anderer, die vermöge ihrer äußeren Stellung das Recht zu haben glaubten, alles besser zu wissen. Solche Leute sind ja bekanntlich nicht allzu selten in der Welt, und man wird mit ihnen nicht immer auf ein und dieselbe Art fertig. Es ist nicht immer ein Gebot der Lebensklugheit, gegen sie loszuwettern, weil ihre mangelhafte Kenntnis auf der Hand liegt. Die Umstände gebieten oft auch dem Tüchtigsten, scheinbar sich ihnen zu fügen und ihre Erörterungen mit pflichtgemäßer Ruhe und Ergebung anzuhören. Eine andere Sache ist es dann freilich, innerlich und äußerlich mit ihnen so fertig zu werden, wie es für ein ersprießliches Arbeitsresultat geboten erscheint, und ich meine, fertig werde zuletzt ein jeder damit, der nur eine kleine Dosis von dem hat, was Max Eyth in so reichem Maße sein eigen nennt: Humor. Wir wollen es hier sofort feststellen, wir halten diesen Humor, wie er ein ureigenes Stück seines Wesens ist, auch für eine einzigartige schwäbische Eigenschaft, und wir halten ihn in allen seinen Äußerungen namentlich auch für einen Beweis dafür, daß der echte und wahre Humor nur bei denen zu finden ist, die sich in mannhaftem Ringen mit sich selbst und mit der Erkenntnis von der Unzulänglichkeit alles Irdischen Herz und Gemüt gefestigt haben in dem Glauben an den endlichen Sieg eines Mutes, der seine Kraft nicht aus sich selbst nimmt, sondern aus dem Bewußtsein unserer Abhängigkeit von höheren Mächten. Der echte Humor ist immer der Ausdruck des Friedens; er mag sich in noch so vielen Wandlungen und stammlichen Spielarten zeigen; er kündet immer von dem

Gemütsleben eines Menſchen, der in der Welt auf ſicheren Füßen ſteht und mit den Fragen unſeres Daſeins nicht ein unſicheres und die eigene Schwäche nur mühſam verbergendes Spiel treibt, ſondern auch aus ſcheinbar unverſöhnlichen Gegenſätzen mit ernſtem Willen ein harmoniſches Ganzes zu bilden und zu härten weiß. Er hilft dem, der ihn ſein eigen nennt, ja auch ſo oft hinweg über das, was ihm da und dort als niedrig und gemein erſcheinen will. Forſchend nach dem Kern und Weſen aller Dinge, findet er immer wieder, auch im tiefſten Schlamme und im dichteſten Staube, ein Körnchen von Güte und Milde, das ihm wenigſtens hilft, ſeinen Glauben an die höchſten Ziele der Menſchheit nicht zu verlieren, ſondern unter ſeinem Schutze weiterzuringen und weiterzuhoffen und weiterzulieben alles, was edel und wahr iſt und bleibt. Das iſt nun freilich vielleicht für manchen ſchon etwas Höheres als der Humor. Aber wer ihn nur in ſeinen Wirkungen auf unſer Leben beobachtet und erkennt, der weiß, daß er uns ein Helfer und Tröſter iſt, nicht nur im Wechſel und Treiben und den Gefahren des Alltags, ſondern auch in den ſtillen Stunden, die uns mit unſerem Denken und Sinnen abſeits führen auf verborgene Pfade, auf denen wir im Dämmerdunkel unſerer Sehnſucht Gott ſuchen und finden möchten. Ein ſolcher Humor ſucht auch das ihn umgebende Leid nicht als läſtig und hindernd von ſich wegzuſtoßen; er läßt es auch nicht ruhig neben ſich beſtehen, ſondern will mit ſeinem milden und erheiternden Lichte auch hier helfen und tröſten. Nicht hervorheben und einander gegenüberſtellen will er die Gegenſätze im menſchlichen Leben, er will ſo gerne vermitteln und verſöhnen, er lächelt unter Tränen und weint im Glück, er

iſt der gute Geſelle, der dem Wanderburſchen beim Abſchied aus der Heimat die Tränen trocknet, der ihm, wenn den Einſamen in der Ferne das Heimweh überkommen will, milde und zärtlich, wie eine Mutter ihrem Kinde, über Haar und Stirne ſtreicht und ihm die traurigen Gedanken aus dem Kopfe treibt. Kommt dazu noch das ſchwäbiſche Gemütselement, die eigenartige Miſchung von zerfließender Weichheit und derber Nüchternheit, naiver Freude am harmloſen Spott, den der Schwabe ganz gerne auch gegen ſich ſelbſt richtet, und biſſiger Krittelei gegen alles Nichtſchwäbiſche, ſo erhält dadurch ſein Humor eine Prägung, die ihn eigenartig genug erſcheinen läßt, um ihn auch danach zu bewerten und zu verſtehen. Man hat dazu bei Max Eyth die reichſte und beſte Gelegenheit. Wer freilich die mehr bekannten als beliebten ſchwäbiſchen Derbheiten, wer namentlich auch etwa den ſchwäbiſchen Dialekt dabei ſuchen will, kommt bei ihm nicht auf ſeine Rechnung. Die Derbheiten überläßt er als eine durchaus vornehme und feinfühlige Natur anderen. Er läßt ſeinen ſchwäbiſchen Humor am liebſten da zu Wort kommen, wo es gilt, vermittelnd und verſöhnend zu wirken, die Art anderer, die uns ſo gerne als lächerliche Abſonderlichkeit erſcheint, uns mundgerecht zu machen, und uns verſtehen zu lehren, daß die äußere Form, wenn ſie uns auch noch ſo fremd dünken will, nicht den geiſtigen und ſittlichen Wert der Lebenserſcheinungen zum Ausdruck bringt. Er hat ja dazu bei ſeinen Wanderzügen durch die Welt mehr und gründlicher Anlaß als ſo viele andere. Er erſchaut und erlebt ſo vieles, mit dem auch er ſich erſt zurechtfinden, das er erſt mit ſeinen angeſtammten Begriffen von Gut und Böſe auf einen Ton zu ſtimmen ſuchen muß, und wenn ihm da-

bei nicht immer wieder ſein goldechter Humor zur Seite ſtünde, ſo wäre er wahrhaftig manchmal übel dran. Er iſt ja nicht gar zu wortreich und breitſpurig, dieſer Eythſche Humor. Man ſpürt ihn weit mehr in dem Gefühl der Behaglichkeit, das uns überkommt, wenn wir wiſſen, daß wir uns in der Geſellſchaft gleichgeſinnter und arbeitsfroher Menſchen befinden, als daß man Auge und Ohr ergötzen könnte an ſeinen Bildern. Aber er wird einem, je mehr man ſich vertieft in Eyths Briefe und Geſchichten, ſo vertraut und ſo freudig-natürlich, daß man ihn nicht miſſen möchte. Er gibt ſich ſo unaufdringlich-ſelbſtverſtändlich, ein Wort nur oder ein kurzer Satz genügen ihm, um zu ſagen, was er ſagen möchte, ohne andere zu verletzen. Und wenn's auch ſein mag, daß man dieſen Humor erſt dann recht verſteht und wertet, wenn man ihn aus dem Munde Eyths ſelbſt zu hören bekommt — denn Eyth iſt nicht nur ein Meiſter des deutſchen Briefes, ſondern auch ein ſolcher im Erzählen —, auch aus ſeinen Büchern und Geſchichten ſtrömt es uns entgegen wie die trauliche Wärme ſtiller und weltferner Häuslichkeit. Wir dürfen's aber auch nicht vergeſſen: auch der Humor hat einen ernſten und dunklen Unterton. Es klingt auch aus ihm, wenn er nur aus der Tiefe des Herzens kommt wie heimliches Leid über das Welken des Schönen und das Stürzen des Großen. Aber er beſcheidet ſich ergeben in dem Gedanken, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis iſt des Ewigen und Unvergänglichen. Unruhig und bitter gegen ſeinen Träger und andere iſt der Witz, ſtille und friedlich der Humor. Und einer ſeiner Meiſter iſt Max Eyth.

* * *

Mit Augen, die das Schöne und Echte suchen und oft auch da finden, wo andere nichts sehen können oder wollen, steht Max Eyth der Natur und der Kunst gegenüber. Es mag ja sein, daß er der letzteren gegenüber dem und jenem unserer Modernen etwas zu altväterisch, zu schematisch denkt und sieht. Der Schwabe ist eben gerade in solchen Dingen konservativer als mancher andere, er bringt alles gerne in bestimmte Formeln und Regeln, und es währt bei ihm länger als bei andern, bis er sich von ihnen losgemacht und sich auch hier auf eigene Füße gestellt hat. Aber hindert ihn das daran, das Schöne zu erkennen und zu genießen? Er gerät ja nicht wie manche Leute, die an der Oberfläche schwimmen, in wortreiches Entzücken und Schwärmen. Er nimmt, was er rings um sich erschaut, freudig in sich auf und läßt seinen Glanz sich ins Herz dringen als eine Kundgebung ewiger Gesetze, die nur stille Andacht ehrt. Und so gerne er sonst nörgelt und krittelt, hier gerade bescheidet er sich in der Erkenntnis, daß es Dinge gibt, die zu hoch über uns stehen, als daß wir sie mit unserem Verstand und Forschen erreichen und zerlegen könnten in Stücke und Teile, die wir je nach Belieben in das oder jenes System einsetzen oder nach flüchtigen Tageswerten umwerten könnten. Steckt ja doch auch in jedem echten Schwaben so ein Stückchen von einem Poeten, von einem Menschen, der das Große und Schöne in Natur und Kunst hinnimmt als ein heiliges Wunder und nur darauf sinnt, wie er ihm Raum schaffen könne in seinem armen und nüchternen Dasein. Das ewige Ringen um den sichtbaren Ausdruck dessen, was in uns wirkt, lebt und webt als das Geheimnis der Einheit zwischen der Welt in uns und außer uns, das Forschen nach den stillwalten-

den Kräften, die zwiſchen Volk und Land ein feſtes Band weben und den Menſchen gleichſam verwachſen laſſen mit dem Boden, auf dem er ſteht, und endlich der Glaube an die ſtete Entwicklung unſerer ganzen Kultur, das iſt es, was auch Max Eyth erkennt und erfaßt als das ſchaffende Element unſeres Lebens, das er wiederfindet im Kleinen und Großen, im Werden und Vergehen, in der Ruhe wie im Sturm, und im Beharren des göttlichen Geheimniſſes bei allem Wechſel des Irdiſchen. So erſcheint ihm, der der Länder und Völker ſo viele geſehen, der ſtaunend empor-geſchaut hat an den Rieſenwerken der Kunſt, die Menſchen-hände geſchaffen, und der wieder in der Stille der Wälder oder im Rauſchen des Meeres den Atemzügen der Natur lauſchte, alles nur als ein ſichtbares Bild dieſes Geheim-niſſes, und es will ihm ſchier wie Überhebung dünken, wenn einer verſuchen will, drüber hinwegzugehen und ſein im Grunde doch eng begrenztes Wiſſen höher einzu-ſchätzen als das, was ihm ein unlösbares Rätſel ſein und bleiben muß. Das hindert ihn ja nicht, die Freude an dem Schönen in ſich wach zu halten, das lehrt ihn aber auch ſich zurechtfinden mit dem Gedanken, daß das, was ſeinem eigenen Auge gefällt, nicht auch das Entzücken anderer ſein muß, daß es ein vergebliches Mühen iſt, Dogmen und Grundſätze zu formen, nach denen man die Menſchheit äſthetiſch ſchulen und drillen will, zu einer Weisheit, die der Welt der Erſcheinungen ſo wenig ſtandhält. Auch die Kunſt und die Natur laſſen ſich nur faſſen und verſtehen durch freie Selbſtbildung. Nicht jedem iſt es ja gegeben, ſich von ihr leiten zu laſſen zu den Idealen, die er ſucht, aber wer ihren Geiſt in ſich ſpürt, und wer ſich von ihm führen läßt zu den lichten Höhen, deren Luft uns kräftigt zum

Verzicht auf alles Sonderſtreben, die uns den Blick helle machen für das wahrhaft Edle und Gute, der dient ihnen als ein echter Menſch, der ſeine Kräfte nicht nutzlos verſchwendet.

Es ſei einmal dieſer Gedanke feſtgehalten. Wie ein roter Faden zieht er ſich durch das Leben und Wirken von Max Eyth. Und er erklärt uns vielleicht auch am deutlichſten die Doppelnatur in ihm, die ſo manche nicht begreifen und faſſen zu können glauben. Ein Mann wie er, völlig aufgehend, und wohlverſtanden, hervorragend tüchtig in einem Beruf und an einer Arbeit, die nur mit den Tatſachen der Zahlen und der natürlichen Kräfte rechnen kann, der Vertreter einer Technik, die ſo vielen als die nüchternſte und trockenſte Proſa erſcheint, und dabei doch auch ein Dichter und Sinner, der ſich nicht erſt zu mühen braucht, um aus dem, was er ſieht und findet, bunte Gebilde zu geſtalten, wie ſie nur in der Welt der Phantaſie leben, dem das alles ohne Zwang friſch und hell wie ein fröhliches Lied aus dem Herzen und über die Lippen kommt. Alſo ein Zweiſeelenmenſch, wie man ſich ihn nicht ſchöner denken kann? Ein Mann, dem es gegeben iſt, Gegenſätze in ſich zu vereinigen, die andere für unüberbrückbar halten! Mag ſein, daß man damit das Richtige trifft. Vorausgeſetzt freilich, daß man das Recht hat, einen ſo reich beanlagten Menſchen in die allgemeine Schablone preſſen und ſein Tun und Schaffen nach irgendeinem herkömmlichen Schema zu bewerten. Aber ich meine, man brauche gar nicht nach derlei Erwägungen zu greifen. Es iſt doch ſo leicht, dieſe beiden ſcheinbaren Gegenſätze auszugleichen,

wenn man zwiſchen ſie nur das ſtellt, was Max Eyth durchs Leben geleitet, die Freude am Schönen und an der Harmonie. Er ſelbſt hat es wohl mehr als einmal gefühlt und jedenfalls auch des öfteren zu hören bekommen, daß man ſeinen Beruf einſchätze als ein Geſchäft, dem jeder ideale und gar poetiſche Kern fehle, und vielleicht gerade deswegen hat er es auch einmal unternommen, davon in einem Vortrag über Poeſie und Technik zu reden. Denn er hat dabei klar und deutlich erkannt, daß es ſich hier nicht allein um zwei theoretiſche Begriffe handelt. Es gilt vielmehr, ſich mit zwei Anſchauungen auseinanderzuſetzen, die einander gegenüberſtehen wie zwei kampfbereite Gegner; die weltferne und in trockenen Abſtraktionen lebende Bildung klaſſiſchen Wiſſens und die Gegenwart und Zukunft der modernen Arbeit, die alles Können und Forſchen in den Dienſt der praktiſchen Kultur ſtellt. Eyth iſt ſein Leben lang kein Schwärmer für das geweſen, was wir klaſſiſche Bildung nennen. Sie feſſelt Geiſt und Streben an eine Zeit, die für uns lange, doch lange vergangen ſein muß, und die uns nicht einen einzigen Wert bietet, der es uns ermöglicht, uns frei zu bewegen und praktiſche Gewinne für uns und andere zu ſchaffen. Durchs ganze Leben ſchleppen wir die goldene Kette des klaſſiſchen Phantoms, wir ſehen die ſonnige Gegenwart durch die blaue Brille des Gelehrten, wir mühen und beladen uns mit totem Formelkram und achten dabei nicht der lebendigen, ſich ans Licht des Tages drängenden Kräfte, die in unermüdlicher Wechſelwirkung das zeugen, was wir moderne Technik heißen. Denn die Technik iſt heute ebenſogut eine Wiſſenſchaft wie alles andere, was wir mit dieſem Namen decken. Ihre Teile werden nicht zuſammengehalten durch

ein mechaniſches Nebeneinander; in ihr und in ihnen lebt ein Geiſt, der ſie zuſammendrängt und zuſammenzwingt zu einem gewaltigen Ganzen, von dem wieder wie in tauſend ſprudelnden Bächen neues Leben ausfließt über die Erde. Wir müſſen, wenn wir tatenfrohe und ſchaffende Menſchen der Gegenwart und Zukunft ſein wollen, endlich einmal fertig werden mit dem Vergangenen und Überlebten. Wir müſſen es in allen Gliedern ſpüren und mit jedem unſerer Gedanken denken, daß wir in einer neuen Zeit leben. Ihr werden die Wege gewieſen von Naturmächten, denen nur der ſtandhält, der ſich fühlt als ein Teil ihrer ſelbſt, und doch wieder Mut und Kraft genug beſitzt, um ſich über ſie zu ſtellen und ſie ſich und der Menſchheit dienſtbar zu machen. Dabei gibt es freilich kein Hängen und kein Beharren an Überliefertem und Ererbtem. Jeder Tag und jede Stunde bietet uns Neues und Seltſames; jeder Blick in die Natur und jeder Ton, der an unſer Ohr ſchlägt, kündet uns von einer neuen Aufgabe, die ihrer Löſung durch uns und andere harrt, und die gelöſt werden kann, wenn wir nur nicht ſtille ſtehen und rückwärts ſchauen auf das, was geweſen iſt. Aus den Tiefen der Erde und von den Höhen des Himmels herab, aus den Wellen der Ströme und Meere und aus den Stürmen, die drüber hinſauſen von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil, holen wir uns die helfenden Kräfte; alles webt ineinander und dringt durcheinander; alles flutet auf und ab in gewaltigem Branden, und alles ringt und ſtrebt vorwärts nach Arbeit und ſtraffem mutigem Lebenswillen. Und da komme und ſage einer, in ſolchem Wogen und Gären liege keine Poeſie, das töne und klinge nicht wie das Zukunftslied der Menſchheit, und das künde

nicht von dem, was uns im Innerſten wohnt und ſich emporringt ans Licht, zu künden von der Herrlichkeit ewig waltender Gedanken. Will da einer noch behaupten, er ſehe in der Technik, wenn er ſie nur erkennt als die Verkörperung ſolchen Schaffensdranges, keine Poeſie; will da einer ſagen, ſie biete dem Menſchen nichts anderes als bequeme Arbeitsmittel und angenehme Lebensbedingungen? Hat nicht auch ſie ihren tiefen, ſittlichen Gehalt; muß ſie nicht, um dem Fortſchritt dienen zu können, gut und wahr und ſchön ſein, wie alles, was uns leiten und führen ſoll zu den Idealen reinen Menſchentums? Gibt es eine Lüge oder auch nur halbe Wahrheit in der Technik? Sie muß wahr bleiben, wenn ſie leben will, denn ſie muß zuſammenſtimmen mit den Geſetzen der Natur. Iſt ſie denn nicht gut, da doch ihre ganze Aufgabe nur darin beſteht, die Menſchheit freier zu machen vom äußerlichen Zwang, ihre Leiſtungsfähigkeit zu erhöhen und neue Wege zu öffnen, ihre Aufgabe als Beherrſcherin der irdiſchen Welt zu erfüllen? Und iſt ſie nicht ſchön, da doch an dem, was ſie ſchafft, klein oder groß, alles Harmonie und inniges Ineinandergreifen der einzelnen Teile zeigen muß? Es mag ja ſein, daß dieſe Schönheit vorerſt noch das beſondere Empfinden des Technikers iſt; es mag ſein, daß es überhaupt nicht einem jeden gegeben iſt, ſolche techniſche Schönheit zu erkennen. Aber das ändert nichts an der Tatſache, daß es auch eine Schönheitslehre für die Technik gibt, und daß ſie zwiſchen ihr und der Poeſie ein einigendes Band knüpft. Und iſt's nicht Poeſie, freilich manchmal tragiſche Poeſie, wenn der Bergmann hinabſteigt in die Tiefen der Erde, wenn ſein Licht durch ihr Dunkel dringt und die Schläge ſeines Hammers durch die Stille tönen; „iſt's nicht Poeſie, wenn

wir ins Dunkel der Nacht emporlohen ſehen die Flammen der Hochöfen, aus denen wie auf dem Rieſenaltar einer unbekannten Gottheit das heilige Feuer der Arbeit Tag und Nacht gen Himmel ſchlägt, in dem ſprühenden Strom flüſſigen Metalls, der, aus ſcheinbar unzerſtörbarem Geſtein quellend, rotglühende Feuerbeete füllt, in dem emſigen Hantieren der ſchweißtriefenden Zwerge zwiſchen den Keſſeln und Pfannen einer wahren Hexenküche, in der ſie ihr grauſiges Handwerk treiben?" Steckt keine Poeſie in der dampfenden Lokomotive, die mit glühendem Auge durch die Nacht dahinfährt, oder in dem ſtolzen Schiffe, das in majeſtätiſcher Ruhe über die Wogen des Ozeans fährt und Trotz bietet dem Sturm und den Wellen? Und liegt nicht, wenn wir ſie nur erkennen wollen, Poeſie auch in dem Leben der Milliarden von Atomen, die die Materie bilden? Iſt nicht ein ewiges Haſchen und Fliehen, ein Werden und Vergehen, ein Leuchten und Erlöſchen, ein Fließen und Erſtarren, das, was wir mit dieſem Namen nennen? „Während man dem geheimnisvollen Leben von Kräften im Innerſten der Stoffe nachſpürt, das Unfaßbare, unendlich Kleine fühlt, greift und mißt, vergeiſtigt ſich uns die Materie ſozuſagen unter den Fingern. Es handelt ſich hierbei nicht um phantaſtiſche Theorien, ſondern um trockene Tatſachen, und es packt mich ein leiſer Schauder, wenn mir aus dem tiefſten, geheimnisvollen Grunde der materiellen Natur dieſes faſt immaterielle Leben entgegentritt. Alles webt und lebt, zittert und ſchwingt in den unendlichen Maſſen des unendlich Kleinen, in dieſem Augenblick in der Form von Hitze, im nächſten als Elektrizität, wieder im nächſten als plumpe, greifbare, ich möchte ſagen: menſchgewordene Kraft. Iſt es das molekulare Leben des

Weltgehirns? Sind wir daran, dem großen Pan in den Nerven zu wühlen; ist es etwas vom Urgeist der Schöpfung, der in den ruhelosen Milliarden von Atomen fortzittert?"

So singt Max Eyth das hohe Lied von der Technik. Und zuletzt liegt ja doch für jeden, der ein warmes Herz in der Brust trägt und nicht verdrossen und mißmutig seiner Pflichten wartet, ein Stück Poesie in dem, was er treibt. Aber freilich, er muß sich diese Poesie selbst herausholen durch Treue und Freude; er muß dem schwächsten Sonnenstrahl Eingang gewähren in die Nüchternheit des Alltags und lernen, in der unscheinbarsten Blüte die Frucht zu erkennen, die ihm und andern heranreift zum Genusse und den Kern zu neuen Blüten in sich birgt. Denn auch für die Arbeit bleibt die lebendige und treibende Kraft das Hoffen!

Als Max Eyth hinauszog in die weite Welt, dort sein Glück und seinen Erfolg zu suchen, war seine schwäbische Heimat eines jener süddeutschen Länder, in denen man die Erfüllung seiner politischen und nationalen Aufgabe lediglich darin sah, entweder in der Stille großdeutsche Ideen zu pflegen, oder aber sich in einer mehr oder weniger energischen Abneigung gegen alles, was preußisch oder norddeutsch hieß, festzulegen. Man nannte das damals auch deutsch und national. Man wollte vielleicht mit diesem ingrimmigen Partikularismus sich selbst und andere hinwegtäuschen über ein Gefühl politischer Haltlosigkeit und Schwäche, das uns doch weit eher hätte zu der Einsicht von der Notwendigkeit eines Anschlusses an das emporstrebende Preußen, als eines Zusammengehens mit dem

innerlich mehr und mehr zerfallenden Österreich hätte bringen müssen. Man liebäugelte sogar in extremen Kreisen mit Frankreich, und man mußte erst die herben Erfahrungen des Jahres 1866 machen, um allmählich dem Gedanken Raum zu schaffen, daß die nationale Aufgabe der deutschen Zukunft anderswo liege als in dem Schwärmen von einer großen und glänzenden Vergangenheit. Die Realpolitik eines Bismarck war dem Schwaben eben etwas völlig Neues und daher auch Unbequemes, ja sogar Verhaßtes. Der natürliche Gegensatz, die stammlichen Unterschiede zwischen Nord und Süd wurden mit allem Fleiß auch in den Dienst der politischen Bewegung und Erziehung gestellt, und die gegenseitige Verstimmung dadurch in einem Grade verschärft, die zuletzt mit der unerbittlichen Logik der Geschichte zu einer gewaltsamen Krisis führen mußte. Daß wir durch den Ausgang derselben nicht nur nichts verloren, daß wir im Gegenteil dadurch die Einigkeit der deutschen Stämme wiederfanden, das war das, was die Besten unter uns in der Stille erhofft und als ein heimliches Sehnen jahrzehntelang in sich geborgen hatten. Ein einiges Deutschland unter Preußens Führung war ja auch in den politischen Kreisen Schwabens, die nicht ganz befangen waren in der Enge ihrer Vorurteile, der leitende und treibende Gedanke, und als die Zeit seiner Verwirklichung gekommen war, nahmen sie gerade den Kampf mit den veralteten Anschauungen mutig auf. Nicht als ob der Partikularismus ohne Berechtigung gewesen wäre und heute noch wäre. Er ist ein sogenannter notwendiger Bestandteil unseres ganzen politischen und sozialen Lebens. Er schafft Gegensätze, die notwendig sind, um Frische und Bewegung zu zeugen und zu erhalten, aber er darf nicht erstarren

und verknöchern in eigensinnigem Festhalten an einer Eigenart und an Anschauungen, die mit dem, was wir Fortschritt und Entwicklung nennen, nichts gemein haben kann. Und kein vernünftiger und deutschdenkender Mensch wird je einmal wünschen, daß er verschwinde. Aber man wird sich allezeit darum bemühen, ihm die scharfen Ecken und Kanten zu nehmen und ihn fortzubilden zu dem Bestreben, alle seine Äußerungen und Fähigkeiten in den Dienst des Gedankens der Einheit und Zusammengehörigkeit zu stellen, die allein Großes und Dauerndes schafft. Man nennt ja gerade uns Schwaben mit Vorliebe Partikularisten. Gewiß, wir sind es und werden es so gut bleiben, wie andere deutsche Stämme. Aber wir wollen es im Bunde mit den andern veredeln zur unausrottbaren Heimatliebe, wir wollen es lernen, fremde Eigenart zu schätzen und uns an ihr heranzubilden und zu fördern in allem, was unsere politische und soziale Aufgabe erfordert. Wir wollen uns freimachen von aller Kleinheit und Kleinlichkeit, und wenn wir dafür verlangen, daß andere an uns schätzen und anerkennen, was wir vermöge unserer Eigenart leisten — nun gut, so möchten wir den sehen, der uns das Recht dazu bestritte oder uns darob tadeln möchte. Es ist ja wahr, ein gewisses Mißtrauen, so eine Art von heimlicher Angst davor, daß unsere Schwerfälligkeit und unsere Verschlossenheit uns zurückdrängen könnte im Vorwärtsschreiten der deutschen Völker und im kecken Erfassen unserer nationalen Pflichten, wird uns immer bleiben und wird immer wieder da und dort Mißstimmungen hervorrufen. Aber wir kommen gewiß auch darüber hinweg, wenn wir nur zeigen, daß darunter unser Vertrauen zur deutschen Kraft nicht Not leidet, und daß wir festhalten an

unſerer Eigenart nicht aus Trotz und Eigenſinn, ſondern geleitet von der Überzeugung, daß wir unſer Beſtes hingeben, wenn wir uns ſelbſt untreu würden. Und ein ſolches Opfer verlangt niemand von uns, wie auch wir es von niemand verlangen.

Jugend und Mannheit ſind bei Max Eyth in eine Zeit gefallen, die für die deutſchen Stämme bittere und herbe Lehrjahre waren. Er hat ſie durchlebt in der Fremde; er hat die Entwicklung unſeres Volkes beobachtet aus der Ferne, und es war ihm vielleicht gerade dadurch gegeben, ruhiger und freier über alles zu urteilen als andere. Und er hat das getan als einer der treueſten Söhne ſeiner ſchwäbiſchen Heimat. Nicht daß er ſich darüber gegrämt hätte, daß er ſich mehr als einmal in ſchroffem Gegenſatz zu den landläufigen Anſchauungen derſelben wußte. Man hielt ihn für einen Preußenfreund und zürnte ihm darüber; er läßt ſich das gutmütig gefallen, weil er weiß, daß die Zukunft auch hierin Wandel ſchaffen werde. Er erkennt die Tüchtigkeit und den Fleiß auch bei denen, für die er altem Herkommen gemäß nur Feindſchaft hegen ſollte. Er rühmt den amerikaniſchen Freiheitsſinn und die engliſche Zähigkeit in der Politik wie in der Induſtrie; ja er ſieht mit ehrlicher Bewunderung auch hinauf an der geiſtigen Regſamkeit und dem Patriotismus der Franzoſen und weiß überall das Gute und Große herauszufinden, ohne auch nur mit einem Gedanken, ja mit einem Worte ſich jener ſtumpfen und dumpfen Bewunderung des Fremden ſchuldig zu machen, die ſo oft und ſo mit Recht als ein Fehler gerügt und mißachtet wird. Man muß hören und leſen, wie in der großen Zeit der Jahre 1870 und 1871 jeder ſeiner Gedanken der Heimat zugewendet iſt, wie er

ſich freut mit den Seinigen über jeden neuen Sieg, und wie es ihm Herzensſache iſt, mit ſich darüber ins Klare zu kommen, was dem neuen deutſchen Reiche not tut an Kraft und Stärke, um zu wahren und zu hüten, was es in blutigem Kampfe errungen. Und wenn er auch dann, als die innere Ausgeſtaltung begann, als die Parteien ſich gegeneinanderſtellten und die Zeit jener parlamentariſchen Kämpfe anhub, in denen der Name Bismarck vor allen andern erklang, ſich nicht mengen wollte in das politiſche Getriebe, wenn er ruhig und entſchieden feſthielt an ſeiner nationalen Geſinnung und es doch für überflüſſig und unwürdig hielt, ſich auf eine beſtimmte Parteirichtung einzuſchwören, ſo geſchah das gewiß doch nur deshalb, weil er ſich auch hier als ein freier Mann das Recht wahren wollte, ſeine eigenen Wege zu gehen und vielleicht einmal auch etwas gut und brav zu heißen, was ihm ſonſt als ſchwerer Fehler gegen das Parteiprogramm angerechnet worden wäre. Wir finden ja in ſeinen Briefen nicht gar zu viele derartige Erörterungen. Auch hier wie in allem, was für ihn Sache perſönlicher Überzeugung und — perſönlichen Glaubens iſt, eignet ihm eine gewiſſe Scheu, ſich andern mitzuteilen, es müßte denn nur denen gegenüber ſein, bei denen er auf ein volles Verſtehen rechnen darf. Und deren ſind ja immer nur wenige!

Es mag vielleicht für den und jenen eine gewiſſe Enttäuſchung ſein, bei Max Eyth gerade über das, was heute im Vordergrund des Intereſſes für den modernen Menſchen ſteht, über ſoziale und politiſche Fragen ſo geringe Ausbeute zu finden. Und mancher mag über den vergeblichen Verſuch, ihn da oder dort bei einer beſtimmten Parteirichtung unterzubringen, mißmutig werden, weil er

nicht begreifen kann, daß so etwas heutzutage überhaupt noch möglich ist. Aber Max Eyth, meine ich, sei darum vielmehr zu loben. Für ihn, dessen ganzes Innenleben, dessen ganze Weltanschauung hinweggeht über das Zerspaltene und Schwankende, der sich im Wollen und Streben so ganz zur harmonischen Persönlichkeit ausgebildet und sich selbst erzogen hat in eiserner Zucht zu einem Manne von zielbewußtem Willen, paßt am wenigsten das politische Treiben, das mit solchen Anlagen am wenigsten rechnen darf, das nichts weiß von dauernden Werten, und jeden Tag vor die Notwendigkeit von Kompromissen stellt, die immer ein kleineres oder größeres Opfer an Selbstachtung und Freiheit verlangen! Aber mit solchen Wankungen und Schwankungen, in denen man so viel verliert und so wenig gewinnt, will und kann Max Eyth nichts gemein haben. Er beobachtet sie mit der ruhigen Gelassenheit des Mannes, der in einem reichen Leben gelernt hat, wahr und gut nur das zu nennen, was er selbst als solches erkannt hat. Ist das möglich im politischen Gären der Gegenwart? Das ist vielleicht wiederum etwas von der schwäbischen Eigenart, von der wir schon gesprochen, diese „Eigenbrödelei", dieses sichtbare Streben, allein zu stehen und allein seine Wege zu gehen. Wir dürfen aber nicht vergessen: alles das, was wir gemeinhin so nennen, findet sich bei Max Eyth veredelt und verfeinert durch eine Lebenskunst und durch einen natürlichen Takt, der doch nur dem eigen ist, der nicht an der Scholle hängen blieb, sondern draußen in der Welt und im Umgang mit andern erkennen lernte, daß auch äußere Formen, wenn sie nur nicht überwiegen, sondern einen natürlichen Bestandteil sittlichen Wollens bilden, ihren Wert haben. Dem Mangel an dieser Er-

kenntnis begegnen wir in Schwaben nur gar zu oft. Manchmal will es uns ja ſogar bedünken, als ob man ſich auf dieſe Formloſigkeit geradezu etwas zugut täte und ſich damit ſo recht in Gegenſatz zu denen ſetzen wollte, die der Meinung ſind, daß echte und tiefe Bildung ihren Ausdruck auch finden müſſe in dem Verkehr des Menſchen mit dem Menſchen. Und es iſt ja nicht jedem gegeben, ſolchen Eigenſinn umzuſetzen in eine ideale Energie, die aus allem eben gerade das herausholt, was in den Rahmen ihrer Anſchauung paßt und ſie ihrem Ziele näher bringt. Mancher ſtrauchelt bei allem ehrlichen Streben, ſich zu löſen von ſolchen Ketten, doch immer wieder über dieſelben, und verbittert darüber, gefällt er ſich dann in biſſigem Spott über das, was er eben nicht erreichen kann. Oder aber, er ſinkt kraftlos wieder zurück in das trockene Einerlei des gewohnten Lebens und läßt ſich genügen an dem, was der Tag und die Stunde bringt. Er wird, mag er nun treiben als Beruf was er will, zum Handwerker, deſſen Glieder immer ſchwerfälliger und deſſen Sinne immer gleichgültiger werden gegen alles, was neu und fremd iſt. Das iſt auch ſo ein Stück ſchwäbiſcher Eigenart, und manchmal will uns auch aus den Briefen des jungen Eyth ein Ton vernehmbar werden, der von ſolchem Verzagen Kunde gibt. Aber dieſer Ton wird immer ſchwächer und leiſer. Denn es iſt ihm gegeben wie kaum einem andern, das Trübe und Beſchwerende, was ihm dieſe Eigenart gegeben, mehr und mehr von ſich zu ſtreifen und ſich nur das zu wahren, was ihm den Wert einer über der Durchſchnittslinie ſtehenden Perſönlichkeit ſichert. Er iſt ein Schwabe geblieben bis heute, aber er iſt zugleich auch ein Mann geworden, für den es keine Schranken engherziger Abſonderung gibt, das

Weltbürgertum und die Vaterlandsliebe, die so manchem seiner Landsleute in ihrem zwiespältigen Wesen zum Unsegen geworden ist, hat er zusammengeschmolzen zum echten deutschen Menschentum, das auch die nationalen Gegensätze auszugleichen vermag durch die Ehrfurcht vor der Pflicht und der Arbeit. Das ist bei ihm die lautere Mischung von idealem Sinn und praktischem Streben, von denen jeder Schwabe sein Teil abbekommt. Wie er damit haushält in seinem Dasein, das ist seine Sache. Max Eyth hat sein Pfund nicht vergraben. Er hat es tüchtig umgetrieben als verständiger und kluger Mann, aber er hat das, was es ihm brachte, nicht selbstsüchtig verwahrt, sondern mit vollen Händen ausgeteilt an alle, die gleich ihm den Zweck des Daseins erkennen als das Dienen für andere!

In einem behaglichen Heim, hoch über dem Tale, aus dem in die blaue Luft hinein die schlanken Türme des Ulmer Münsters ragen, hat Max Eyth Ruhe und Stille gefunden. Freilich keine untätige Stille. Der Mann, der so kerngesund ist an Seele und Leib, hat der Gedanken und Pläne noch gar viele. Aus dem reichen und unerschöpflichen Born seiner Erinnerungen tauchen ihm immer wieder Gestalten auf, die er festhalten, die er denen zeigen möchte, die seinem Leben und Schaffen Treue und Liebe bezeugen. Und ihrer sind so viele, so unendlich viele. Wer einmal nur den lieben Mann gesehen und seine Hand gedrückt, wer sich einmal nur von ihm erzählen ließ von seinen Zügen durch die Welt, der scheidet von ihm mit dem unauslöschlichen Eindruck, einem seltenen Menschen gegenübergestanden zu sein. Er prunkt ja nicht mit dem, was er weiß und erlebt hat. Schlicht und einfach, wie er selbst ist, klingen seine Worte, aber sie kommen aus einem warmen Herzen

und berichten von einem Leben, das so friedlich ausklingt in dem Idyll des Alters, weil es nicht vorbeiführte an der breiten, staubigen und heißen Heerstraße, sondern der Arbeit und Mühen gar vieles gebracht und sie alle überwunden hat durch rastlosen Fleiß und unerschütterliches Festhalten an den Zielen, die er sich gesteckt.

Techniker,
Erfinder und Schriftsteller.

Digitized by Google

Wenn einer Max Eyth fragen würde, wie er Schriftsteller geworden sei, so würde er ihm vielleicht mit behaglichem Lächeln antworten, er habe Tinte, Feder und Papier genommen und geschrieben. Das klingt ja freilich sehr einfach, es charakterisiert aber auch in gewissem Sinn das ganze literarische Schaffen Eyths. Denn was er auch sann und dichtete, das hat er sich nicht mühsam abgerungen, und er hat niemals etwas geschrieben, zu dem er nicht von innen heraus den Drang verspürt hätte. Aus diesem heraus entstand ja das Köstlichste, was wir von ihm besitzen und was seinen Namen durch alle deutschen Lande getragen hat, sein „Wanderbuch eines Ingenieurs", das, allmählich fünf Bände umfassend, nun zu dem dreibändigen Werke „Im Strom unserer Zeit" umgearbeitet vor uns liegt. Es sind ja freilich „nur Briefe", Briefe des Jünglings aus der Fremde, die er den Eltern in den buntesten Farben und mit dem frischesten Humor schildert, Briefe des reifen Mannes, der mitten in der Arbeit steht, und die seltene Ruhe und Stille, die ihm beschieden ist, dazu benutzt, den Seinigen Rechenschaft abzulegen von seinem Leben und Streben, und Briefe endlich aus einer Zeit, da sich erst leise, dann aber immer stärker und dringender das Bedürfnis nach Ruhe und Stille regt, die es ihm nach langem Wandern möglich macht,

Einkehr und Umschau bei sich selbst zu halten, das Inventar seines Lebens zusammenzustellen und Gedanken und Pläne zur Tat werden zu lassen, die er lange in sich getragen. „Nur Briefe", wird ja wohl der und jener sagen, der diese inhaltreichen und doch so anspruchslosen Blätter flüchtig durchliest und sich nicht müht, aus diesem scheinbaren Vielerlei den Goldgehalt eines echt deutschen Gemütes, die Heimatstreue und Arbeitsfreude herauszuheben, sich selbst auch an ihr zu kräftigen und zu laben zu frohem Schaffen. Und Eyth macht einem jeden, der diese Briefe in die Hand nimmt, das so leicht. Es ist einem, wie wenn man einem lieben Freund zur Seite wanderte über Berg und Tal, man sieht Kleines und Großes, Erhabenes und Schönes, aber auch Häßliches und Niedriges. Man horcht aufeinander, weil man weiß, daß ein warmes Verstehen den einen mit dem andern verbindet, man freut sich gemeinsamer Beobachtungen und man läßt sich gerne berichten und belehren von dem Weltkundigen und Erfahrenen über Dinge, denen man selbst noch fremd und vielleicht auch scheu gegenübersteht. Und man ist da bei Max Eyth in guten Händen! Er ist ein Briefschreiber, wie man nicht so leicht wieder einen findet; er plaudert behaglich von den scheinbar harmlosesten Dingen, und er führt uns, ohne daß wir es wissen und manchmal auch wollen, vom Alltäglichen hinweg und hinauf vor Probleme und Bilder, die über uns stehen und uns auf Wege weisen, die wir gehen müssen, wenn wir uns zurechtfinden wollen in den Kreuz- und Querzügen des Lebens. Und ist's das nicht, wollen wir einmal die Hände in den Schoß legen und uns von ihm erzählen lassen von dem, was er erschaut und erlebt, dann ist es uns, als säßen wir bei ihm im wohlig-behag-

lichen Zimmer. Draußen rauſcht und flutet die Unraſt und das tolle Jagen vorbei, hier aber iſt's ſtille und friedlich, hier waltet eine herzerquickende Harmonie, und die Bilder, die er in buntem Wechſel an uns vorüberziehen läßt, muten uns an wie kleine Kunſtwerke, die ſcheinbar ſo ſchlicht und einfach entſtanden ſind und doch in warmem Leben pulſen, doch immer hinausweiſen in die Wirklichkeit mit all ihrem Wechſel an Glück und Leid, an Erfolgen und an Mißlingen. So hat Max Eyth ſeine Briefe geſchrieben. Es liegt in ihrer kunſtvollen Form, in ihrem leichtflüſſigen Stil und in ihrem reichen Inhalt nichts Gemachtes und Abſichtliches; ſie ſind ſo, wie ſie geſchrieben wurden, ein Stück ſeines Lebens und ſeiner Perſönlichkeit, ſie ſind mit Ernſt und im Humor die reiche und völlige Lebensgeſchichte eines Mannes, der das ſchöne dichteriſche Erbteil der Eltern nicht zerbröckeln ließ im Staub und Schutt der Arbeit, ſondern es heilig hielt als einen Talisman, der ihm immer wieder neue Kraft und neuen Mut gab, wenn die Glieder matt werden wollten im Einerlei des Tagwerks. „Wenn die Fabrikpfeife“, ſo erzählt er ſelbſt im Vorwort zu ſeinen „Feierſtunden“, „ihren ſchrillen Abendruf durch Mark und Bein ſandte, und wir müde und abgeſpannt nach Hauſe trollten, ſpäter auch, wenn es nicht mehr nötig war, nach einer Dampfpfeife zu tanzen, unterbrach hin und wieder eine Feierſtunde oder gar ein Feiertag das einförmige oder buntgewürfelte Treiben des Berufs. Dann fand ich mich zurück in die Welt, in der ein tröſtender Genius dem geplagten Wanderer die Steine der Wirklichkeit aus dem Pfade räumt und manchmal eine Blume am Wege blüht, die des Pflückens und eines Herbariums wert ſcheint.“

Der Romantik, die seine Jugend in dem weltfernen Jagsttale umgab, die ihm erzählte von wundersamen Geschichten und Gestalten, hat Max Eyth in seinem poetischen Jugendwerk: „Volkmar, Historisch-romantisches Gedicht", ihren Tribut entrichtet. Der Kaiserstreit Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich um das Jahr 1322 ist der geschichtliche Boden, auf dem sich die Handlung desselben, die Schicksale eines kampfesfrohen und treuen ritterlichen Jünglings abspielen. Man denkt dabei an Gottfried Kinkels „Otto der Schütz'" und an Oskar von Redwitz' „Amaranth", vielleicht auch an die romantischen Rittergestalten Ludwig Uhlands, und man lauscht gerne dem Singen und Sagen von Streit und Minne, das in wechselnden Melodien, bald schwer und wuchtig wie der Tritt Geharnischter, bald leicht und zierlich, wie das Saitenspiel eines Liebenden an unser Ohr klingt. Es sind in diesem „Volkmar", mag das Ganze auch einer vergangenen Zeit angehören, doch Lieder von prächtiger Frische und süßem Klang; und es ist nur zu verwundern, daß für das eine oder andere derselben sich noch keine Musik gefunden haben soll. Lieder sind es ja auch, die in dem schon erwähnten Geschichtenbuch „Feierstunden" einen wesentlichen Bestandteil bilden und uns nicht nur von allerlei Erlebnissen aus der Jugend- und Wanderzeit Eyths unter dem Titel „Feilspäne" und „Lieder vom Schraubstock" erzählen, sondern auch einen, soviel wir wissen, den einzigen dramatischen Versuch Eyths, sein Lustspiel: „Der Waldteufel" aufweisen. „So entstanden", berichtet er selbst, „die Skizzen und Geschichtchen, die dieser Band zusammenfaßt; bald im Rauch eines Fabrikviertels, bald im herbstlichen Nebel eines halbgepflügten

Feldes, bald in der Einsamkeit einer Millionenstadt, bald am schweigenden, dämonenbelebten Rand einer Wüste. Am wunderlichsten war vielleicht die Entstehung des „Waldteufels", dessen erste beide Aufzüge ich malaria- und heimwehkrank in einer Lehmhütte am versumpften Ufer des Burlossees im Nildelta schrieb. Ein Paket für Zuckerhüte bestimmten Umschlagpapiers, das sich in einer kleinen, verkrachten Zuckerfabrik der Nachbarschaft vorfand, kam mir hierbei sehr zustatten. Dem Stück aber merkt man an, hoffe ich, daß mich damals die alte Heimat wieder einmal gewaltsam ans Herz zu ziehen suchte." In der Tat, in diesem Stück voll gesunden, harmlosen Humors, voll grotesker Szenen und Figuren, bei denen einem unwillkürlich Justinus Kerner und Eduard Mörike in den Sinn kommt, weht einem echte Heimatluft an, man fühlt sich unter lieben und braven Menschen, die wohl ihr Zöpflein im Nacken hängen, aber auch eine gute Dosis schwäbischen Humors zur Verfügung haben. Eyths Lustspiel hat bis jetzt noch nicht das Bühnenlicht erblickt; geschieht es aber doch einmal, und es wäre zu wünschen, dann mag man spüren, welche Fülle von Gemüt und frohem Sinn in diesem schwäbischen Lustspiel steckt.

Der engeren Heimat und ihrer Geschichte hat Eyth auch in seiner historischen Erzählung „Mönch und Landsknecht" gedacht, die in der Zeit des Bauernkrieges spielend, ein fesselndes Gemälde von den Unruhen, die damals durchs schwäbische Land zogen, gibt. Man merkt, daß Eyth auf gründlichen historischen Studien fußt; man merkt aber auch, daß dem Dichter in der Erinnerung an die Heimat und die Jugendzeit manche vertraute Gestalt, mancher stille Weg und Winkel wieder begegnet, und daß

es ihm Sache des Herzens war, sie mit sicherem Geist zu zeichnen, um durch sie gleichzeitig seinen treu-protestantischen Glauben zu bekennen. Mag sein, daß diese, wie so manche andere Erzählung Eyths, den modernen Geschmack gar zu sehr an die alte Schule erinnert, wo man sich nicht so sehr mit tiefsinnigen und manchmal recht spitzfindigen, seelischen Problemen, als vielmehr mit der breitbehaglichen Schilderung der Geschehnisse und Charaktere, wie sie einem in ihrer natürlichen Erfassung gegeben schienen, befaßte. Dafür bieten sie eines, was wir in der literarischen Gegenwart nur zu oft suchen, ohne es zu finden, Wahrheit und Echtheit, Menschen von Fleisch und Blut, bodenständige Charaktere, die ihre beste Lebenskraft aus der Heimaterde ziehen und sich nicht in einem haltlosen Übermenschentum gefallen, das sie selbst und andere verwirrt und verleitet zu sittlichen Kraftproben, deren Ergebnis doch nur ein kläglicher Zusammenbruch aller ihrer kühnen Hypothesen vom Rechte der Persönlichkeit und anderer tönender Schlagworte unserer Zeit ist. Auf seine Wanderfahrten in die Kreuz und Quere nimmt uns dann Eyth wieder mit in seinen Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs: „Hinter Pflug und Schraubstock", in denen er uns in Prosa und in Versen, in düsterem Ernst und in gemütlichem Humor von mannigfachen kleinen Erlebnissen, von den Leiden und Freuden eines technischen Globe-trotters und seinen Begegnungen mit mancherlei originellen Menschen berichtet, dabei aber immer wieder ohne jede Aufdringlichkeit und doch deutlich und eindringlich auch von dem Werte des Wissens und von der stärkenden Hülfe treuen Pflichtbewußtseins erzählt.

Das ist ja auch der Grundton, auf dem Eyths groß

angelegter und meisterhaft durchgeführter Roman — ich möchte ihn am liebsten eine technisch-mathematisch-archäologische Geschichte nennen —: „Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs“ gestimmt ist. Es gibt Leute, die sich von ihm an Mark Twain und seinen grotesken Humor oder an Jules Verne und seine naturwissenschaftlichen Phantasien erinnern lassen wollen. Es gibt aber auch andere, die sich von diesem Buch am liebsten eben wieder an Max Eyth und seine Liebe für das Land der Pharaonen mit all seinen Geheimnissen und Wundern erinnern lassen. Und ich meine, die haben das beste Teil erwählt. Wozu auch immer den Vergleich mit andern, wo man es doch mit einem Manne zu tun hat, der in diesem Werke sein Bestes und Eigenstes zu geben sucht aus einer Zeit, da er allein und mit andern an den Ufern des Nils und am Fuße der Pyramiden den Rätseln des Menschengeistes und dem geheimnisvollen Zauber der Zahlen nachsann und nachforschte. Die hehre Majestät einer Jahrtausende zurückliegenden Vergangenheit verwob er vermöge seiner Dichterphantasie mit dem bunten und ruhelosen Treiben der Gegenwart, mit ihrem nervösen Hasten und Jagen, ihrem so gerne an der Oberfläche aller Erscheinungen haftenden flüchtigen Betrachten. Er weist uns mahnend hin auf die eherne Ruhe einer vergangenen Kultur, die nur so Großes und Gigantisches schaffen konnte, weil sie sich nicht zersplittern ließ von tausenderlei Nebendingen, sondern alle ihre Kraft zusammenfaßte im zähen Wollen und Festhalten eines die Jahrtausende überdauernden Werkes. Es ist ein buntes und manchmal recht lustiges Menschengewimmel, das Eyth sich im Schatten der Cheops-

pyramide und in den Städten Ägyptens zusammenfinden läßt, und es ist gar ergötzlich, wie er die Fäden geistigen Zusammen- und Auseinanderlebens zwischen ihnen hin- und herlaufen läßt, um immer wieder mitten hinein in diesen Wirrwarr der Sprachen voll und hallend den Ton erklingen zu lassen von dem geheimnisvollen Wirken und Schaffen natürlicher und geistiger Kräfte, das sich in himmelragenden Bauten ein Denkmal geschaffen, vor dessen Quadern und Wänden auch der Geist des modernen Menschen Halt macht, sich vor ihnen zu beugen als vor einem unfaßbaren Rätsel.

In der Tat halten wir Eyths „Kampf um die Cheopspyramide" für sein geistvollstes und eigenartigstes Werk. Genaue Kenner der englischen Literatur, wie er selbst ja einer ist, mögen in ihm auch mehr als einmal englische Anklänge und Einflüsse spüren und finden, aber doch immer wieder zurückkehren zu dem Reichtum deutschen Gemüts und dem Schatz universellen und tiefgründigen Wissens, der in diesem Buche liegt. Denn daß Eyths Bildung keine einseitige und von trockenem Fachwissen bestimmte und umgrenzte ist, das erfahren wir schon aus seine Briefen, und das kündet uns auch jede Seite seines ägyptischen Geschichtenbuchs, das freilich, wie wir hinzusetzen möchten, nicht das ist, was man eine leichte und gefällige Lektüre für müßige Stunden nennt, sondern als der Pfadsucher und Pfadfinder der ernstesten geschichtlichen und geistigen Probleme auch mit Ernst und Nachdenken gelesen und durchdacht sein will! Allzu schwer macht einem das ja freilich Eyth nicht. Denn auch hier steht er vor uns als Meister der Erzählung und der greifbar-anschaulichen Schilderung, und wir wünschten nur, dem Manne, der so zu berichten

und zu sagen weiß von Menschenschicksalen und Geschichten, käme zu ruhiger Ausgestaltung noch ein Stoff in den Sinn und in die Feder, an dem er seines Geistes Frische und seiner Gedanken hohen Flug erweisen könnte!

* * *

Ist der Dichter ein Erfinder oder der Erfinder ein Dichter? Das ist eine Frage, die wohl schon manchmal in den tiefsinnigsten Erwägungen erörtert und doch niemals zu einer Entscheidung gebracht worden ist. Zweimal hat Max Eyth Gelegenheit genommen, sich damit zu beschäftigen. In seinem Buche „Lebendige Kräfte, Sieben Vorträge aus dem Gebiet der Technik", finden sich zwei Vorträge, deren einen „Poesie und Technik" wir schon früher erwähnten. Der zweite dieser Vorträge „Zur Philosophie des Erfindens", mag diesem Thema wohl als Ergänzung dienen, weil er zeigt, daß Eyth das „Erfinden", das ja auch in seinem Leben eine nicht geringe Rolle spielte, nicht erfaßt wissen will als eine mechanische und zufällige Tätigkeit, sondern als das notwendige Ergebnis intensiver geistiger Arbeit, die allen Erscheinungen in der Natur auf den Grund zu gehen und alle ihre Kräfte in Einklang zu bringen sucht.

Auch das Leben des Technikers und des Erfinders ist niemals ein Vollenden und Abschließen der Arbeit, es ist eine nie endende Reihe von Proben und Forschungen, deren Lösung nur in der Entdeckung neuer Probleme besteht und nur den befriedigt, der keinen Stillstand und kein Fertigsein kennen will. So mögen wir uns auch die technische und organisatorische Tätigkeit Eyths denken, und wenn auch hier in erster Linie der Fachmann das Wort

haben soll, um ihm und seinem Schaffen gerecht zu werden, so hat er doch gerade in dem schon genannten Buche „Lebendige Kräfte“ eine Fülle von Gedanken niedergelegt, die auch auf den Laien anregend und fördernd wirken. Gerade auch die Philosophie des Erfindens, gestellt unter den Sehwinkel der kulturellen Entwicklung der Menschheit, führt zu immer neuen Anregungen, weil dieselbe von ihrer unbeholfenen und mit allen möglichen Versuchen umhertastenden Kindheit uns durch die Jahrtausende hindurch zu den Errungenschaften der Gegenwart und den Aussichten für die Zukunft führt. Es sind keine mühelosen Wegstrecken, die eine jede Erfindung zurücklegen muß; die Konzeption des Gedankens, seine Verkörperung und schließlich seine Verbreitung erfordern alle geistige Kraft, und wenn es auch den Anschein haben will, als ob gerade in der Gegenwart, im Strudel und der Gärung des technischen Wettkampfes sich diese Kraft verzehren und zersplittern wollte in kühnen Problemen und Hypothesen, so wird der Techniker und Erfinder sich doch dadurch nicht beirren lassen in der Arbeit. „Es ist leicht und müßig“, sagt Eyth zum Schlusse seiner Betrachtungen über die Philosophie des Erfindens, „sich nach Art Bellamys eine Zukunft auszumalen, die jeder Berechnung spottet. Du Boys-Reymond hat vor zwei Jahrzehnten mit Recht das berühmt gewordene «Ignorabimus» ausgesprochen, und hat mit Recht die Grenze da gezogen, wo das materielle Leben in das des Geistes übergeht. Wir müssen uns hüten, dem Erfinder, dessen Gebiet die Welt der Materie ist, ein ähnliches «Non possumus» zuzurufen. Denn von nichts, aber auch von nichts innerhalb ihrer großen und einfachsten Gesetze, können wir behaupten, daß es für immer der Herr-

schaft des menschlichen Geistes entrückt bleiben werde. Sein Wissen und Können hat in der endlichen Welt keine bestimmbaren Grenzen; aber immer wird er auch in dieser Welt der Materie einer Unendlichkeit gegenüberstehen und bis ans Ende der Tage mit all seinem Wissen und Können nicht aufhören, in weite dämmernde Fernen zu blicken. Und auch in jenen fernen Zeiten, die wir nur anzudeuten wagen, wird derselbe Menschengeist, der in der Urzeit das Feuerbohren erfand, an größeren Problemen sein Können erproben, und aus dem Grund seiner Seele werden wieder und wieder Geistesblitze aufflammen, die ein weiteres Stück seines Weges durch Raum und Zeit erleuchten. Denn der Erfinder wird in diesem irdischen Dasein nie zur Ruhe kommen, solange der Mensch bleibt, was er ist: ein Ebenbild des Schöpfers, ein Wesen, in das Gott einen Funken seiner eigenen schaffenden Kraft gelegt hat."

Als Techniker und, im Hinblick auf seine Tätigkeit als Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, auch als Organisator, war Max Eyth mehr ein Mann der praktischen Arbeit als der Feder. Er hat seine reichen und für den Fachmann auch heute noch wertvollen Erfahrungen wohl in einer Reihe von Beiträgen zu Zeitungen und Zeitschriften niedergelegt, die wir ebenso wie seine Erfindungen und Konstruktionen an geeigneter Stelle aufzählen werden; an selbständigen Werken haben wir von ihm neben den „Lebendigen Kräften" (1905) nur aus dem Jahre 1867 ein größeres Werk: „Das Agrikultur-Maschinenwesen in Ägypten nach seinen Hauptbestandteilen dargestellt", das Schilderungen der landwirtschaftlichen Bewässerung, des Dampfpfluges und der Baumwollkultur in Ägypten enthält, sowie des Schriftchen: „Die König-

liche Landwirtschaftliche Gesellschaft von England (Royal Agricultural Society of England) und ihr Werk" (1883) in dem er, gerade mit seiner landwirtschaftlichen Gründung beschäftigt, dem deutschen Publikum sein englisches Vorbild in allen seinen Einzelheiten schildert, und meint, es sei nie zu spät, einem guten Beispiele zu folgen. Wir wissen, daß man diese Mahnung in Deutschland, gewiß nicht zu seinem Schaden, beherzigt hat. Eyth selbst hat in seiner englischen Laufbahn Vieles und Gutes auch hier gelernt. Der Mut, über kleinen Mißerfolgen die großen Ziele nicht zu vergessen, die gleichmäßige und gleichmütige Ruhe im Erfassen und Ausgestalten eines Gedankens, und der scharfe Sinn für Tatsachen, der jedes fruchtlose Träumen von vornherein unmöglich macht, das sind englische Errungenschaften!

Wir sind am Ende. Es steht geschrieben, daß unser Leben siebenzig Jahre währt, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.

Mühe und Arbeit, jawohl! Aber auch Segen und Erfolg und Dank. Der Ehren viele hat Max Eyth erfahren. Mit Orden und Titeln hat man ihn ausgezeichnet, zahlreiche Vereine haben ihn zum Ehrenmitglied ernannt, und er hat das Recht, sich darüber zu freuen. Denn bei all der ungekünstelten Bescheidenheit, die ihm gegeben, darf doch er gewiß vor vielen andern auch dessen gedenken, was er geleistet im Dienste seiner Zeit. Ein deutscher Pionier der Arbeit im fremden Lande, ein Denker und Finder

und Erfinder, und ein Held an selbstloser Treue zur Heimat und zur Pflicht, steht er vor uns. Als er im Jahre 1896 sein Amt als Geschäftsführer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft niederlegte, da kündete der Ehrenbrief und die Goldene Medaille derselben den Dank dem Manne, „dessen nie versagender Arbeitskraft und klarer Erkenntnis der Lebensbedingungen der Gesellschaft die weit schwierigere Aufgabe gelang, sie mit sicherer Hand in ihrer ersten Entwicklung zu leiten". Und im Jahre 1905 ehrten Rektor und Senat der Technischen Hochschule in Stuttgart Eyth durch Verleihung der Würde eines Doktor-Ingenieurs h. c. „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in Bau und Einführung landwirtschaftlicher Maschinen, in Anerkennung seiner großen Leistungen im nationalen Interesse durch die Gründung und Ausgestaltung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und in Anerkennung seiner schriftstellerischen Arbeiten mit dem Ziele, das Verständnis in den gebildeten Kreisen unseres Volkes für das Ingenieurwesen und damit dieses selbst zu fördern". Und im gleichen Jahre zeichnete ihn der Verein Deutscher Ingenieure durch Verleihung der Grashoff-Denkmünze aus. Er verlieh sie „dem Manne, der zu einer Zeit, da man die deutsche Technik im Ausland noch nicht kannte, als ihr Jünger in die weite Welt hinauszog und rühmliche Leistungen als ihr Ingenieur vollbrachte — der, in die Heimat zurückgekehrt, durch die Begründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft der Industrie neue und segensreiche Bahnen eröffnete —, der seine Mußestunden schriftstellerischen Arbeiten gewidmet hat, die das Ansehen des Ingenieurstandes in weiten Kreisen zu heben und unsern Fachgenossen hohen Genuß zu bereiten geeignet sind".

Und nun, da wir von ihm scheiden, da wir heraustreten aus seinem behaglichen Heim und von luftiger Höhe hinabblicken in das grünende Tal und hinüber zu den duftumhüllten Bergen, da wir noch einmal zurückschauend zum Abschied, im Frühlingssonnenschein den lieben Mann stehen sehen, geht uns ein Lied durch den Sinn, das vor manchen hundert Jahren ein Dichter sang der deutschen Heimat zu Ehren. Herr Walter von der Vogelweide war's, der also sang:

Ich hân Lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
kunde ich je mîn Herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site!
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiuschiu zuht gât vor in allen.

Nun mag hier ein Verzeichnis der technischen und literarischen Arbeiten Max Eyths, soweit sich dasselbe zusammenstellen läßt, folgen.

1. Literarische Arbeiten.

(Die selbständigen Werke sind bereits im vorhergehenden angeführt. Hier handelt es sich nur um Broschüren und Beiträge zu periodischen Druckschriften.)

1. Eyths variable Expansion. Zivilingenieur. Bd. 5. 1858.
2. Der schädliche Raum bei stationären Dampfmaschinen. Zivilingenieur. Bd. 6. 1859.
3. Die Lenoirsche Gasmaschine. Zivilingenieur. Bd. 8. 1861.
4. Die Ziegel- und Backsteinmaschinen auf der Ausstellung der R.-Agric.-Soc. zu Leeds. Dinglers Polytechn. Journal. 1861.
5. Skizzen aus der Londoner Weltausstellung 1862. Dinglers Polytechn. Journal. 1862.
6. Hühnerbrutanstalten in Ägypten. Württ. Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft. 1865.
7. Steam cable towing (Broschüre). New-York 1868.
8. Wirerope navigation. — Proceedings of the

Institution of Mechanical Engineers. London 1869.

9. On the practical working of Fowlers double engine steam. ploughing machinery. (Broſchüre.) 1874.
10. On the use of iron and steel in High pressure boilers. Proceedings of the Institution of Mechanical Engineers. 1879.
11. On the irrigation of Egypt. (Broſchüre.) 1879.
12. Pera and California. (Steamploughing machinery.) (Broſchüre.) 1880.
13. Vierundzwanzig Stunden in Ägypten. Über Land und Meer. 1880.
14. Frachtſchiffahrtsſchwierigkeiten auf der oberen Donau. Broſchüre für den Donauverein zu Wien. 1884.
15. Das Waſſer im alten und neuen Ägypten. Mitteilungen des Klubs der Landwirte zu Berlin. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1891.
16. Die Entwicklung des landwirtſchaftlichen Maſchinenweſens in Deutſchland, England und Amerika. (Broſchüre.) 1893.
17. Das landwirtſchaftliche Maſchinenweſen auf den Ausſtellungen der D. L. G. Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure. 1894.
18. Landwirtſchaftlich-techniſche Abenteuer in drei Weltteilen. Mitteilungen des Klubs der deutſchen Landwirte. Berlin 1895.
19. Vergangenheit und Zukunft der Ausſtellungen der D. L. G. (Arbeiten der D. L. G.) Heft 15. 1896.

20. Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes. Jahresbericht des Württ. Vereins für Handelsgeographie. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1898.
21. Die Kanalwirtſchaft Süddeutſchlands. Jahrbuch der D. L. G. 1899.
22. Binnenſchiffahrt und Landwirtſchaft. Verbandsſchrift des Deutſch-öſterr.-ungariſchen Verbands für Binnenſchiffahrt. 1899.
23. Die Sprengung des Eiſernen Tors und die freie Donauſchiffahrt. Handelsgeogr. Verein zu Stuttgart. 1900.
24. Die Hinderniſſe der deutſchen Binnenſchiffahrt. Mitteilungen des Polytechn. Vereins zu München. 1900.
25. Mathematik und Naturwiſſenſchaft der Cheopspyramide. Mitteilungen des Math.-naturw. Vereins zu Ulm. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1901.
26. Die Waſſerwirtſchaft Ägyptens. Mitteilungen des Polytechn. Vereins zu München. 1902.
27. Zur Philoſophie des Erfindens. Mitteilungen des Handelsgeogr. Vereins zu Stuttgart. (S. auch „Lebendige Kräfte". 1905.) 1903.
28. Poeſie und Technik. Zeitſchr. des Vereins deutſcher Ingenieure. 1904.
29. Wort und Werkzeug. Deutſche Monatsſchrift für das geſamte Leben der Gegenwart. 1905.

* * *

30. Die ersten Tanzschuhe. Neckarzeitung. 1855. (S. auch „Feierstunden". 1904.)
31. Schlehen. Novelle. Salon. Unterhaltungsblatt der Frauenzeitung. 1859. (S. auch „Feierstunden". 1904.)
32. Der Invalide. Novelle. Unterhaltungsblatt der Frauenzeitung. 1859. (S. auch „Feierstunden". 1904.)

---

2. Technische Erfindungen und Konstruktionen.

1. Daumensteuerung für Dampfmaschinen (Deutschland). 1859.
2. Rotierende Steuerung (Deutschland). 1860.
3. Selbsttätige Kontrollrübenwage (Deutschland). 1860.
4. Selbsttätige Seilträger für Dampfpflüge (England). 1861.
5. Wickelapparat für horizontale Seiltrommeln; Dampfkultur (England). 1862.
6. Baumwollpflug (Ägypten). 1863.
7. Pflugartiger Schollenbrecher (Ägypten). 1864.
8. Diagonal-Aufstellung von Zentrifugalpumpen (Ägypten). 1864.
9. Bewegliche Dampfpumpen für Sakien (Ägypten). 1864.
10. Steuerbares Vordergestell für Kultivatoren (England). 1869.
11. Drahtseilschiffe mit horizontalen Seiltrommeln (Belgien). 1867.
12. Drahtseilschiffe mit Lokomobilbetrieb (Amerika) und andern Formen. 1869.

13. Kondensationsapparat für Straßenlokomotiven (England). 1875.
14. Straßenlokomotive mit 4 m hohen Rädern (England). 1886.
15. Baumwollsägeräte (Ägypten). 1866.
16. Ägyptische Dreschmaschine mit Dampfbetrieb. 1866.
17. Untergrunddampfpflug (Böhmen). 1874.
18. Drainagegrubenschneidemaschine für Dampfkultur (Italien). 1876.
19. Wendepflug für Flachpflüge; Dampfkultur (Ungarn). 1876.
20. Umsteuerung ohne Kulissen; Straßenbahnlokomotiven (England). 1877.
21. Zuckerrohrkultivator für bergiges Land (Westindien). 1873.
22. Dampfmaschinenregulator für Elektrizitätswerke (England). 1881.
23. Wellenlager mit dreiteiligen, konzentrisch verstellbaren Lagerschalen (England). 1887.
24. Kühltische für Butterausstellungen (Deutschland). 1890.
25. Kühlzelte für Weinkosthallen (Deutschland). 1891.
26. Dynamometer für schwere Lastwagen (Deutschland). 1892.

Erläuternd zu diesem Verzeichnis schrieb mir Max Eyth: „Die keineswegs vollständige Liste gibt die Erfindungen und neuen Konstruktionen, die ich auf dem Gebiete der Technik in den Jahren (rund) 1860—1895 ausgearbeitet habe. Fast alle wurden in England, einige in fast allen Ländern der Erde patentiert.

Zumeist handelte es sich um technische Details und spezielle Aufgaben, zu deren Lösungen die namentlich beigefügten Länder Veranlassung gaben. Nur vier oder fünf dieser Erfindungen haben eine allgemeine Bedeutung erlangt. Darunter zähle ich den Wickelapparat für horizontale Seiltrommeln (6), ohne den das Fowlersche Zweimaschinensystem der Dampfkultur seine Bedeutung nicht hätte erlangen können; ferner die Steuerung und das Vordergestell für drehbare Dampfkultivatoren, das einen unentbehrlichen Teil derartiger Apparate bildet. Des weiteren sind die unter 12 und 13 zusammengefaßten Erfindungen, die eine ganze Reihe von Patenten umfassen, der Kern der Drahtseilschiffahrt, die auf dem Rhein, der untern Donau, in Belgien, Frankreich und Amerika mannigfache Anwendung gefunden hat. Daß Spezialgeräte für die Kultur von Baumwolle, Zucker usw. nur in beschränkter Weise Verwendung finden, liegt in der Natur der Sache. Einige der angeführten Erfindungen haben zu keiner weiteren Entwicklung geführt, weil sie entweder durch Besseres verdrängt wurden, oder durch den steten Wechsel der Bedürfnisse den Boden für ihr Gedeihen verloren. Das Ganze gibt in seinen Folgen ein anschauliches Bild der Erfindungstätigkeit unserer Zeit, wie sie in tausendfachen Formen zutage tritt. Weitaus der größere Teil dieser Formen — faulen Knospen ähnlich — muß jedoch darauf verzichten, bleibende Früchte anzusetzen. Und doch wäre es falsch, sie für völlig nutzlos zu halten; denn sie sind häufig genug der Ausgangspunkt für andere Formen, die manchmal auf ganz anderen Gebieten ihre praktische Bedeutung erlangen."

In unserem Verlage erschienen von

Max Eyth:

Im Strom unserer Zeit.

Aus Briefen eines Ingenieurs.

1. Band: **Lehrjahre.** Mit 32 schwarzen und 4 farbigen Bildern nach Zeichnungen von Max Eyth. 8°. geh. 5 Mk., fein geb. 6 Mk.

2. Band: **Wanderjahre.** Mit 32 schwarzen und 4 farbigen Bildern nach Zeichnungen von Max Eyth. 8°. geh. 5 Mk., fein geb. 6 Mk.

3. Band: **Meisterjahre.** Mit 25 schwarzen und 4 farbigen Bildern nach Zeichnungen von Max Eyth. 8°. geh. 5 Mk., fein geb. 6 Mk.

Das vollständige Werk (3 Bände) ist auch in schönen Halbfranzbänden gebunden zum Preise von 20 Mk. erhältlich.

„Unsere Leser kennen Eyth vor allem aus seinem prächtigen Buche „Der Kampf um die Cheopspyramide", das wir für den fesselndsten und liebenswürdigsten Roman der letzten Zeit erklärt haben und das nach unserem Empfinden viel eher hunderttausend Leser verdient als manche schlaffe Modeschöpfung. In seinen Briefen gibt sich Eyth ungezwungener noch als in seinen Romanen. Es ist ein Genuß ersten Ranges, es ist ehrenvoll und bringt Gewinn, mit diesem Doktor zu spazieren. Jeder gebildete Deutsche unserer Tage sollte sich dazu drängen und sein arbeitendes Vaterland einmal auch von der geistigen Höhe dieses prächtigen Menschen betrachten." (Gegenwart.)

Die mit dem glücklichsten Humore gewürzten Lebenserinnerungen Eyths, **ein hervorragendes Denkmal deutscher Energie und Unternehmungslust, gehören mit zu dem Besten, was man der reiferen männlichen Jugend in die Hände geben kann,** namentlich als Ersatz für den vielgerühmten, aber bei uns zu Lande doch wenig gelesenen Smiles mit seiner etwas aufdringlichen Moral, die hier durch das lebendige Beispiel eines tatkräftigen Mannes ersetzt wird, der viele Länder bereist hat und das Selbstgeschaute fesselnd zu erzählen weiß. — In den Feierstunden, ursprünglich enthalten in dem „Wanderbuch eines Ingenieurs", ist Novellistisches, Dramatisches und Lyrisches zu einer ansprechenden Sammlung vereinigt. G. F.
(Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen.)

„Wir können gar nicht dankbar genug sein für einen Mann wie Eyth. Mögen für unsere Ingenieure die Lebensprotokolle eines K. von Siemens mehr fachhistorisches Interesse haben, als Vollmenschen fühlen wir uns erst dann, wenn Eyth unser Sprachrohr wird, um den Millionen, die uns böse Materialisten, Umstürzler und Geldrobber noch immer mißverstehen wollen, um denen zu zeigen, daß man auch in unserem Berufe sein Leben verkümmern kann, daß aber gerade der Kampf mit den toten Naturkräften in anderen Menschen die vielseitigsten Anlagen entwickelt."
Dr. H. Hasse in krit. Blättern f. d. gesamten Sozialwissenschaften.

Der Kampf um die Cheopspyramide.

Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs.

2. Auflage (4.—6. Tausend).

2 Bände, geh. Mk. 6.—, in Lwd. mit farb. Deckenzeichnung Mk. 8.—.

„. . . **Eyths Roman ist der fesselndste, tiefgründigste und dabei liebenswürdigste, den das Jahr hervorgebracht hat.** Die weiche, warme Luft des Pharaonenlandes, die fromme und doch so bunte Poesie des Nilflusses, der frohe Humor des deutschen Nordens vereinigen sich anmutig in ihm und durchwehen ihn; sie geben einen lieblichen Hintergrund ab für die Enthüllung des grandiosen Pyramidenrätsels. Das Buch wird, wenn nicht alles täuscht, einen Siegeszug durch Deutschland antreten. (Gegenwart.)

Feierstunden.

4. Ausgabe. Elegant gebunden Mk. 4.—.

Mönch und Landsknecht.

Erzählung aus dem Bauernkriege.

2. Auflage.

8°. Geh. Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Volkmar.

Historisch-romantisches Gedicht.

3. Ausgabe.

8°. In Halbfranz gebunden Mk. 4.—.

Die Kgl. Landwirtschaftliche Gesellschaft von England

(Royal Agricultural Society of England)

und ihr Werk.

8°. Geheftet Mk. 1.—.

C. J. Wintersche Buchdruckerei.